

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Franzosenzeit in Baden-Baden

Berl, Heinrich

Baden-Baden, 1949

[urn:nbn:de:bsz:31-408561](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:bsz:31-408561)

O 53 A

520



Franzosenzeit
in
Baden-Baden

VON HEINRICH BERL



053
A 520

HEINRICH BERL

FRANZOSENZEIT IN
BADEN-BADEN

VON ALFRED DE MUSSET
ZU ANATOLE FRANCE

IM STADTGESCHICHTLICHEN VERLAG
BADEN-BADEN

(1969)

1953 SP 156

053
A 520



1.—3. Tausend. 1949

Alle Rechte vorbehalten. Nachdruck, auch teilweise, nicht gestattet.
G.M.Z.F.O. Dep.No. 8134/3000. 1949

Druck und Herstellung: Heidelberger Gutenberg-Druckerei GmbH.
Verlag: Kairos-Verlag, Baden-Baden, Abt. Stadtgeschichtlicher Verlag

ZSB

INHALT

Zum Geleit	7
Alfred de Musset	9
Chevalier Mortemart	15
Gérard de Nerval	20
Vicomte d'Arlincourt	31
Jean-Pierre Marat	37
Honoré de Balzac	39
Eugène Guinot	43
Jean-Pierre Dantan	55
L'Illustration de Bade	59
Marie von Mouchanoff-Kalergis	63
Joseph Méry	71
Edmond About	84
Alfred Darjou	88
Comtesse Tascher de la Pagerie	91
Hector Berlioz	97
Victor Hugo	102
Léon de Marancourt	105
Pauline Viardot — Iwan Turgeniew	112
Lemercier de Neuville	120
Antoine Louis Clapisson	124
Ernest Renan	126
Madame Rattazzi	128
Jacques und Edouard Bénazet	132
Marie Colombier	136
Nachspiel: Anatole France	145

In der
1945:
grober
gezeigt
In der
vorge
ist nu
namh
Der
festst
die b
reich
Epoc
sche
Dem
bahn
Aut
Fra
Zus
una
Win
Mit
auf
krie
fran
Die
als
sta
dru
ven
Sei
Oh
Lou
die
alle

ZUM GELEIT

In der Rede zur Gründung des Kulturrates der Stadt Baden-Baden 1945: „Paris und Baden-Baden im 19. Jahrhundert“ habe ich die großen Linien der Umwandlung von der Kleinstadt zum Weltbad aufgezeigt, eine Tatsache, die der Kurort vor allem Frankreich verdankt. In der vorliegenden Schrift wird gleichsam die Einfügung der Farbe vorgenommen, die sich aus dem buntschillernden Material ergibt. Es ist nur eine Auswahl, die sich vor allen Dingen auf die Beziehung namhafter Persönlichkeiten zu Baden-Baden beschränkt.

Der Ausdruck „Franzosenzeit“ ist in der Chronik des Weltbades ein feststehender und festumgrenzter. Streng genommen umschreibt er die beiden Epochen des Bürgerkönigtums und des Zweiten Kaiserreichs: die vier Jahrzehnte von 1830 bis 1870. In der nachfolgenden Epoche könnte man von einer Britenzeit sprechen, so sehr vorherrschend wurden die Engländer. An die Stelle des Spiels trat der Sport. Dennoch kommen die Franzosen bald wieder. Die Iffezheimer Rennbahn war ja eine Schöpfung der Bénédictins nach dem Vorbild von Auteuil und Longchamps. Auch das künstlerische und literarische Frankreich tauchte wieder auf. Vor allem aber das politische. Das Zusammenspiel der anglo-französischen Diplomatie fand hier die unauffälligste Kulisse.

Wir beschränken uns auf das literarische und künstlerische Thema. Mit Alfred de Musset trat der erste bedeutende französische Dichter auf, mit Anatole France der letzte. Der Ausbruch des ersten Weltkrieges brachte hier einen weit radikaleren Bruch als der deutsch-französische Krieg.

Die Erscheinungen liegen alle am Rande. Baden-Baden ist nicht mehr als ein Reflex von Paris, wenn auch das Wort von der Sommer-Hauptstadt Europas eine gewisse Berechtigung hat. Der bescheidenere Ausdruck einer Sommer-Vorstadt von Paris ist zutreffender. Im Sommer versammelte sich *tout Paris* im Tale der Oos. Die Oos wurde zur Seine.

Ohne Zweifel hat der Zufall eine gewisse Rolle gespielt. Als unter Louis Philipp in Paris die Spielbanken geschlossen wurden, gingen die Herren des Spiels nach Baden-Baden. Ihre Gewinne haben es vor allem ermöglicht, daß das Modebad so rasch aufwuchs. Dennoch

darf nicht übersehen werden, daß die romantischen Kulissen der Burgruinen und Klöster und vor allem die Natur ihren Zauber ausübten. Diese hatten bereits früher die deutschen Romantiker angelockt. Neben Heidelberg und Stuttgart hat Baden-Baden im südwestdeutschen Kulturraum die wichtigste Rolle in der Romantik gespielt. Was sich hier jedoch überschneidet, das war nicht nur die deutsche, das war die europäische Romantik, in der Victor Hugo, Alfred de Musset und Théophile Gautier einen bedeutsamen Akzent abgeben. Ihnen begegnen wir in Baden-Baden.

War das „Bürgerkönigtum“ so etwas wie ein Vorspiel auf dem Theater, so bietet das „Zweite Kaiserreich“ das erregende Schauspiel einer Gesellschaft, deren Maxime sich in den Satz zusammenfassen läßt: *Toujours gaillard et sans souci*. Das Treiben im Tale der Oos ließ sich nur noch mit dem Karneval von Neapel vergleichen.

Diesen Karneval des Zweiten Kaiserreichs hat Alfred Darjou mit meisterhafter Grazie und ironischer Überlegenheit in den *Plaisirs de Bade* festgehalten. Eine Auswahl hiervon wurde dem Buche beigefügt. In der Wiedergabe der bunten Typologie auf der Kurpromenade ist der Schweizer Föbli der überlegene Beobachter und Meister.

Die wiedergegebenen Berichte enthüllen die bunte Vielfalt des gesellschaftlichen Treibens. Denn das ist entscheidend: Mögen auch die geistigen Berührungen zwischen Paris und Baden-Baden peripher gewesen sein, die Gesellschaft war Paris mit all dem Glanz und Zauber ihres turbulenten Treibens.

Baden-Baden, im Sommer 1947.

HEINRICH BERL



Baden-Baden im 1. Viertel des 19. Jahrhunderts. Nach C. Frommel

ALFRED DE MUSSET

À Bade

1834

Im Jahre 1834 war Alfred de Musset auf der Flucht nach Baden-Baden. Das Verhältnis zu George Sand war für den jungen Dichter unerträglich geworden. Wenn es so weiter ging, richtete er sie und sich zugrunde. Die erste Flucht im Frühjahr hatte ihn nach Venedig geführt. Es war ihm unmöglich gewesen, die Verbindung abzubrechen. Der Briefwechsel ging in der alten, leidenschaftlichen Weise weiter. Bald war er zur Mutter nach Paris zurückgekehrt.

Aber George Sand war nicht die Frau, die eine Liaison allzu ernst nahm. Was wollte der junge dumme Schwärmer eigentlich? Hatte sie ihn nicht glücklich gemacht? Warum wollte er partout bei ihr bleiben und es ihr unmöglich machen, mit ihrem Freunde Pagello zu leben?

Um den 10. August 1834 erschienen die beiden neuen Freunde in Paris. Musset, der bereits verzweiflungsvoll Zerstreuung gesucht und nicht gefunden hatte, raste. Er bereitete der sinnlos angebeteten Frau stürmische Szenen. Sie lächelte, denn sie hatte wirklich keine Ahnung davon, was er eigentlich wollte.

Musset sah die Unhaltbarkeit seiner Lage ein und beschloß, in einer zweiten Flucht das Heil zu suchen. Diesmal wollte er in die Pyrenäen und von da mit dem Schiff nach Cadix. Er teilte es der Sand mit. Sie zuckte die Achseln.

Im letzten Augenblick änderte Musset seinen Plan. Warum, weiß kein Mensch. Wahrscheinlich wußte er, daß das elegante Paris im Sommer nach Baden-Baden ging. Denn bei aller Empfindlichkeit war er durchaus eitel und liebte das Mondäne. Ein Modebad war einem Dorfe in den Pyrenäen auf alle Fälle vorzuziehen. Er mobilisierte die ersten Schneider von Paris, um seine Toilette für diesen Zweck zu ergänzen. Als er nach Straßburg abreiste, waren seine Koffer vollgestopft mit seidenen Hemden und Jabots, Frack, Beinkleidern, Jacketts und Sammetwesten; Toilettenartikel aller Art fehlten nicht, vor allem das Patscholi von Legrand — ach, war es nicht das Parfum seiner Georgette? — und das duftende Wasser waren dabei. Auch ein Exemplar der „Lelia“ von George Sand. Warum hatte er es eingepackt? Wegen der dummen Doppelwidmung? Auf der Vorderseite las er: „Meinem Herrn Lausbuben Alfred de Musset“, und auf der Rückseite stand, von der gleichen Hand geschrieben: „Dem Herrn Grafen Alfred de Musset mit dem ehrfurchtvollsten Respekt seiner ergebenen Dienerin.“ Im Grunde beides nur respektlose Ironie!

Am 28. August war er in Straßburg. Dort betrachtete er das Münster und in der Thomaskirche die einbalsamierte Leiche der Tochter des Grafen Adolf von Nassau. Die Grisetten vergißt er nicht zu erwähnen: *On ne voit que là de ces brunes Allemandes pleines à la fois de la langueur germanique et de la vivacité française* (Margot).

Zwei Tage später ist er in Baden-Baden. Er steigt zunächst im „Zähringer Hof“ ab, wechselt aber offenbar schon am nächsten Tage in das Privathaus 139 Sekretär Meßmer. Ein Mons. Roussel ist mit ihm abgestiegen und hat auch mit ihm gewechselt. Es war eine Reisebekanntschaft.

Musset hatte sich als Vicomte de Musset eingetragen. In einer außer-

lichen Welt legte er Wert auf diese Äußerlichkeit. In der Strophe XIX seines Gedichtes *Une bonne fortune*, das seine Badener Erlebnisse erzählt, sagt er mit Bezug darauf: *J'oublie à tout moment que je suis gentilhomme.*

Er hat sich kaum ein wenig umgesehen, so schreibt er, am 1. September, an George Sand einen verzweiflungsvollen Brief:

Voilà huit jours que je suis parti et je ne t'ai pas encore écrit. J'attendais un moment de calme, il n'y en a plus. Qu'est-ce que cela me fait, tous ces arbres, toutes ces montagnes, tous ces Allemands qui passent sans me comprendre avec leur galimathias? Qu'est-ce que c'est, cette chambre d'auberge? Ils disent que cela est beau, que la rue est charmante, la promenade agréable, que les femmes dansent, que les hommes fument, boivent, chantent et les chevaux s'en vont en galopant. Ce n'est pas la vie, tout cela, c'est le bruit de la vie.

Seine Stimmung verdirbt ihm alles, die Natur, die Menschen, die Umgebung. Nein, das ist wirklich nicht das Leben, sein Leben, denn sein Leben gehört nur der Einen, die er in den Armen eines anderen zurückgelassen hat. Die tiefe Verwundung, der ganze Schmerz der Liebe bricht aus:

„Ich liebe Dich, Angebetete, bis zum Sterben. Nein, ich werde nicht genesen, nein, ich will gar nicht versuchen zu leben, ich will lieber sterben an der Liebe zu Dir, als weiterleben. Es ist mir ganz einerlei, was die anderen sagen. Sie werden sagen, Du habest einen anderen Liebhaber. Ich weiß es wohl und ich sterbe daran, aber ich liebe, liebe, liebe. Wer kann mich hindern, Dich zu lieben? O, meine Geliebte, ich habe eine Bitte an Dich. Geh an einem schönen Abend bei Sonnenuntergang allein hinaus aufs Land. Setz Dich unter eine grüne Weide, schau nach dem Westen und denk an Dein armes Kind, das stirbt. Ach, es ist schrecklich zu lieben. Welche Sehnsucht habe ich nach Dir! Ich bitte Dich um einen Brief, ich sterbe, lebe wohl. Nach Baden (Großherzogtum) bei Straßburg, postlagernd. Du mein Leben, ich drücke Dich an mein Herz, meine George, meine schöne Geliebte, meine erste und letzte Liebe!“

So sieht die Seelentragödie des Dichters aus. Er wollte sich in das Leben stürzen — ach, es war nur der Lärm des Lebens, der ihn umbrauste —, nun ist er im Zimmer allein geblieben mit seinem Schmerz. Mit den Gedanken des Selbstmordes ist es ihm ernst.

George Sand ist fast gelangweilt, als sie den Brief liest. Ein paar Gefühle überkommen sie, aber im Grunde ist das ja alles dummes Zeug. Daß der einfältige Junge sich nicht damit abfinden kann, daß es anders geworden ist! „Ich schreibe Dir von einem kleinen Ort, wohin ich spazieren gegangen bin, allein, traurig, zerbrochen, und wo ich Deinen Brief von Baden-Baden lese. Ach, ach, was soll das alles? Warum vergißt Du jeden Augenblick und diesmal mehr als je, daß dieses Gefühl sich ändern mußte und niemand mehr Mißtrauen einflößen sollte? . .“ Ihr Herz war schon nicht mehr dabei. Und im Grunde ist es nicht mehr als theatralische Pose, wenn sie zum Schluß auf seine Selbstmordgedanken eingeht: „Lebe wohl, mein armes Kind! Ach, ohne meine eigenen Kinder, wie gern würde ich mich jetzt in den Fluß stürzen!“

Mit dem Brief vom 1. September hatte sich Musset die Depression von der Seele geschrieben. Er stürzt sich nicht in die Oos, sondern in den Trubel, der ihm so sehr zuwider gewesen war. Die Erlebnisse hat er später in dem Gedicht *Une bonne fortune* ausführlich beschrieben. Vielleicht ist es das berühmteste Gedicht, das die so reiche Literatur Baden-Badens aufzuweisen hat.

Mitte September antwortet Musset auf den Brief von George Sand, den er inzwischen erhalten hat. Zunächst versucht er es mit einigen Anspielungen auf Abenteuer, die sich ihm böten, wenn er nur wollte: „Da sitze ich, vor dem Konversationshaus, ich brauche mich nur anzuziehen und hinzugehen, um den reizenden kleinen Puppen so viel Liebeserklärungen zu machen, als ich will. Und sie werden mich wohl gar nicht so schlecht aufnehmen. Sie werden ganz gewiß hübsch sein, und noch sicherer werden sie ihren Liebhaber nicht verlassen, weil sie sich nichts nachsagen lassen wollen. Was Du auch tun und sagen magst, wisse, daß ich Dich liebe; höre es, Dich und keine andere.“

Ja, er kann es nicht, denn immer und überall sieht er nur sie: Georgette. Die Beschwörung endet mit einem ergreifenden „Lebewohl“: „Weil Dein Wort mir fehlt, weil es mir unklar ist, daß diese ganze Freundschaft, alle die Versprechungen, anstatt mir einen sanften und heiligen Trost zu gewähren, an schmerzvollen Tagen in sich zusammenfallen, weil ich alles verloren habe, sage ich den Tränen ein Lebewohl — kein Lebewohl der Liebe, denn ich sterbe an meiner

Liebe zu Dir, aber ein Lebewohl dem Leben, der Freundschaft und dem Mitleid. Beim Himmel, während ich diesen Brief schließe, verschließe ich auch mein Herz. Ich fühle, wie es sich zusammenpreßt und sich verhärtet. Lebe wohl!"

Bald wurde es Herbst in Baden. Die Händler aus dem Schwarzwald und aus Tirol packten ihre Waren ein, und die Buden unter den Kolonnaden schlossen ihre Läden.

Auch der französische Dichter reiste wieder zurück nach Paris. Die zweite Flucht ist ebenso mißlungen wie die erste. Die Geliebten lagen sich wieder in den Armen, jubelten und zankten miteinander, bis schließlich die Qual alle Freuden überwog und sie sich wieder trennten — diesmal für immer.



CHEVALIER MORTEMART

Voyage pittoresque

1836

Im Zeitalter Louis Philipps war es die große Mode, von Paris nach Baden-Baden zu reisen. Es war eine romantische Reise, wie es ein romantisches Zeitalter war. Im *Temps* hat Jules Besteaut *Un voyage à Bade sous Louis Philippe* beschrieben. Es ist die romantische Reise schlechthin. Gewöhnlich ging es durch die Vogesen nach Straßburg und dann durch den Schwarzwald nach Baden-Baden. Auch der Weg durch die Rheinebene, links die Vogesen, rechts der Schwarzwald, war beliebt. Er war der natürlichste.

Im Jahre 1836 erschien in Paris bei Rittner et Goupil eine Reiseschilderung: *Voyage pittoresque dans le Grand Duché de Baden* von Chevalier Le Bon de Mortemart-Boisse, Ritter mehrerer Orden. Das Buch ist reich geschmückt mit Litographien von F. A. Pernot. Es trägt eine Widmung an den Großherzog von Baden und wurde gleichzeitig bei G. Creuzbauer in Karlsruhe veröffentlicht.

In gemächlichem Tempo fährt die altväterliche Postkutsche über die Landstraße. Von Paris war der Reisende über Straßburg nach Kehl gekommen, und nun geht es durch Bischofsheim, Stollhofen, Rastatt nach Baden. Sein Blick schweift über das gesegnete Land der Rheinebene und saugt sich immer wieder am Dunkel der nahen Schwarzwaldberge fest: „Vergebens suchen wir in Europa ein Land, das so gottgesegnet ist wie Baden“, ruft er emphatisch aus.

In der Stadt Baden angekommen, macht der Reisende zunächst einige statistische Angaben: „Die Stadt Baden liegt sehr hübsch in einem der schönsten Täler des Großherzogtums Baden, im Oostal. Sie hat 4280 Einwohner und wird durchschnittlich im Jahr von etwa 10- bis 11 000 Fremden besucht. Baden liegt 135 Meilen östlich Paris und 8 Meilen nordöstlich von Straßburg. Bei den Römern hieß es *Civitas Aurelia Aquensis*, die Deutschen nannten es Badin oder Baden.“ Er berichtet von den Schulen, den Kirchen, dem Friedhof mit dem berühmten Steinkreuz (von Nikolaus Leyen), den Quellen, der Altertumssammlung und der Trinkhalle. Von den Gasthäusern empfiehlt er besonders den „Badischen Hof“, den „Goldenen Hirsch“, den „Zähringer Hof“, die „Stadt Paris“ (in der um diese Zeit Louis Napoléon

den Staatsstreich inszenierte), den „Darmstädter Hof“, die „Sonne“, den „Salmen“ (früher Badens erstes Hotel) und den „Roten Löwen“. „Es werden in Frankreich schwerlich Hotels zu finden sein, wo man besser bedient wird.“

Das Restaurant á la française des Monsieur Chabert lobt er ganz besonders, zumal auch die Preise den Pariser Speisehäusern entsprechen. Auch das Haus Chevillet ist ganz pariserisch. Der Reisende findet dort jede Annehmlichkeit, er genießt das stete Kommen und Gehen der Badegäste und den Anblick auf den Schwarzwald und das Alte Schloß.

Die Schlösser und Ruinen der Umgebung sucht er auf, erzählt ihre Geschichte, ihre Sagen. Das ganze natürliche und geschichtliche Panorama ersteht vor unserem Auge. Es sind die schönsten Stellen des ganzen Buches.

Zwei Meilen von Baden entfernt liegen einsam und verlassen die Trümmer einer alten Burg, deren Entstehungsgeschichte in tiefes Dunkel gehüllt ist. Nach einer Urkunde aus dem Jahre 1382 wurde Markgraf Bernhard durch Kaiser Wenzel mit der Yburg belehnt; sie galt damals als eine der wichtigsten Besitzungen des Markgrafen... Der Ausblick, den die Yburg bietet, ist überwältigend; nur schwer läßt sich mit Worten die ganze Herrlichkeit beschreiben. Im Osten erheben sich majestätisch die Berge des Schwarzwalds, ein wogendes Meer von Bergen und Kuppen. Wie wohltuend ist der Blick in diese weite Einsamkeit für uns Europäer . .

Nach Westen hin blickt man über eine unermesslich weite Ebene. Die Morgennebel weichen, und im hellen Sonnenschein blinkt der Rhein, der in großen Windungen das Land durchfließt. Zwischen Schwarzwald und Rheinebene liegen die Dörfer Gallenbach, Varnhalt und das ganze Weinland bis Steinbach . . Wir wollen die Städte und Dörfer, die man von der Yburg aus sieht, nicht alle aufzählen; als die wichtigsten wären zu nennen: Straßburg, Kehl, Bischofsheim, Stollhofen, Rastatt und Karlsruhe.

In der Schönheit und Pracht des Herbstes hier oben liegt dann diese weite Ebene wie eine unendliche Wasserfläche da, in blassem Rot schimmernd, bisweilen überragt von Kirchtürmen; hohe Bäume steigen aus dichtem Nebel hervor gleich schwimmenden Inseln in einem

unbeweglichen Meer, bis plötzlich ein leichter Windstoß den dichten Schleier lichtet und die weite Landschaft dem Blick freigibt.

Gar mancherlei alte Sagen und Geschichten erzählt man sich von der Yburg. Lange Zeit soll die Yburg dem Teufel als Wohnstätte gedient haben. Die Sage erzählt:

Der Erbauer der Burg befand sich in Geldverlegenheit, noch bevor der Bau vollendet war. Er rief seine Vasallen zusammen und beriet sich mit ihnen. Ein alter Mönch, der auf seinen Herrn einen gewissen Einfluß besaß, schlug vor, eine Anleihe beim Teufel zu machen. Der Vorschlag wurde angenommen. Der Handel war bald abgeschlossen; der Satan war äußerst zuvorkommend; als Gegenleistung forderte er nur, daß das erste Lebewesen, das die Burg betrete, mit Leib und Seele ihm zu eigen werde. Alle waren damit einverstanden. Als jedoch die Burg fertig war, wollte sich keiner dem Teufel opfern. Der Graf versammelte seine Untertanen, und man beschloß, das Los zu ziehen. Da erbot sich ein Mann namens Fuchs freiwillig, die Bedingungen des Teufels auf sich zu nehmen. Alles atmete erleichtert auf, aber man fürchtete für den armen Mann. Doch dieser blieb ruhig und gelassen. Am nächsten Morgen kam Fuchs bei Sonnenaufgang vor das Burgtor, begleitet vom Geistlichen und von der neugierigen Volksmenge. „Öffnet dem Fuchs!“ rief er mit lauter Stimme. Sogleich senkte sich die Zugbrücke von allein herab, und das schwere Tor sprang von selbst auf. Fuchs ging auf die Türe zu und öffnete seinen Kittel — ein junger Fuchs sprang heraus und verschwand in der Yburg. „Laßt ihn laufen“, sagte Fuchs und wandte sich um, „er ist schlau genug und wird sich schon aus den Krallen des Teufels zu retten wissen.“ Das Volk drang in die Yburg ein, und niemand geschah Böses.

Eine andere Sage erzählt folgendes: Ein Burggraf hatte sein ganzes Vermögen verschwendet. Als er gänzlich mittellos war, wurde er Raubritter. Bisweilen brachte ihm sein Gewerbe reichen Gewinn, und es kamen wieder bessere Zeiten für ihn und die Seinen. Doch sein Glück dauerte nicht lange. In einem Handgemenge verlor der Graf von der Yburg ein Auge und fast alle seine Leute. Fortan lebte er allein auf seinem Schloß, das bisher allen Stürmen Trotz gehalten hatte, aber er besaß nichts mehr, weder Land, noch Lehen, noch Vasallen. Eines Abends, als der Mond schon am Himmel stand,

verließ der Graf die Burg und schritt dem nahen Walde zu. Er war stets bis an die Zähne bewaffnet, daher fürchtete er sich nicht. Kaum war er wenige Schritte gegangen, als ein großer hagerer Mann im Gewand eines Pilgers auf ihn zutrat. In kurzen Worten erklärte ihm der Graf, daß er gänzlich mittellos, ja noch ärmer als ein Pilger sei und daß er ihm daher nicht die kleinste Gabe spenden könne. In dem Ritter erwachte plötzlich das Bedürfnis, sich einem anderen Menschen mitzuteilen, ihm seine Not zu klagen, und er gestand dem Pilger auch, wie sehr er sich wünsche, wieder reich zu sein. Darauf schien der Unbekannte gewartet zu haben. „Ihr sollt reich werden, Herr von der Yburg, gewährt mir Eure Gastfreundschaft, und ich will Euch ein Geheimnis verraten. Begeht Euch pünktlich um Mitternacht in die Grabkapelle Eurer Ahnen, öffnet die Gruft, und tief unter ihren Gräbern werdet Ihr reiche Schätze verborgen finden.“

Der Ritter atmete auf, seine Züge erhellten sich, aber ein kalter Schauer überlief ihn doch, als der Unbekannte fortfuhr: „Bevor Ihr den Schatz hebt, edler Ritter, müßt Ihr die Gebeine Eurer Väter herausholen aus der Gruft, eines nach dem andern, und hinaustragen vor die Kapelle.“

Der Ritter begann zu zittern. „Ihr habt Furcht, Herr von der Yburg!“ Der Graf jedoch straffte seine Gestalt und alle Bedenken, alle Warnungen seines Gewissens wurden betäubt von der Gier nach Reichtum. Der Ritter erklärte sich einverstanden und kehrte nach seiner Burg zurück, willenlos, wie getrieben von einer geheimnisvollen Macht, ohne zu erkennen, zu welch sündhaftem Frevel der Teufel ihn verleitete. Denn niemand anderes war der Unbekannte. Als es Mitternacht schlug, stieg der Ritter hinab in die Gruft seiner Väter und wagte es, mit frevler Hand in ihren Gebeinen zu wühlen, begierig nach den verborgenen Schätzen suchend. „So ist es nicht genug“, hallte eine Stimme durch die Gewölbe, „du mußt die Knochengengerippe aus den Gräbern herauswerfen!“

Der Graf zitterte an allen Gliedern. „Es ist zu dunkel, ich kann nichts sehen!“

„So will ich Dir leuchten!“ rief die unheimliche Stimme, die nichts Menschliches mehr hatte, und sogleich erstrahlte ein mattes, grünliches Licht.

Der Ritter war wie von Sinnen, er begann die Gebeine seiner Väter aus der Gruft zu werfen; doch jäh prallte er zurück — er stand vor dem Grabe seines einzigen Sohnes. Als liege noch ein Hauch des Lebens auf dem zarten Körper, so sah er die kleine Leiche vor sich, unberührt von Verwesung und Zerstörung des Todes. Der Anblick seines toten Kindes ergriff ihn so sehr, daß er nicht mehr an den so heiß begehrten Reichtum dachte; eine Träne entfiel seinen Wimpern, er stand unbeweglich. Der Teufel, wohl fühlend, daß sein Opfer ihm entglitt, machte seinen letzten Versuch: „Vorwärts, Ritter, eilt Euch, Ihr seid ein Feigling! Nehmt die Leiche, werft sie hinaus zu den Gebeinen der anderen!“ Doch da geschah etwas Wunderbares. Das tote Kind richtete sich plötzlich auf und rief: „Weiche Satan, Deine Gewalt ist zu Ende!“

Der Teufel floh wutschnaubend, aber seine Rache war furchtbar. Die Erde erzitterte, und unter Donnergetöse fielen Kapelle, Burg und Mauern zusammen.

Die einst so stolze Feste war nur noch ein Trümmerhaufen. Wir können die Yburg nicht verlassen, ohne nochmals hervorzuheben, daß der Anblick, den sie bietet, ein so eigenartiger und eindrucksvoller ist, wie man ihn in ganz Europa vielleicht nicht ein zweites Mal findet. Man trägt beim Verlassen der Yburg eine köstliche Erinnerung mit sich an die Fülle der Schönheiten dieser Berg-einsamkeit, an den seltsamen Zauber der dunklen Tannenwälder, an den herrlichen Blick hinaus ins weite Land, der die Brust noch aufatmen läßt und die Seele frei macht und froh.

GÉRARD DE NERVAL

Sensations d'un voyageur enthousiaste

1836

„Die Schweiz muß man gesehen haben, aber leben muß man in Baden-Baden.“

Das ist die Quintessenz des Reiseberichts, den der französische Romantiker Gérard de Nerval im Jahre 1838 geschrieben hat. Nerval (dessen Namen eigentlich Labrunie lautet) ist am 21. Mai 1808 in Paris geboren und gehört mit Victor Hugo und Théophile Gautier zu den französischen Romantikern. Er schrieb Gedichte, Theaterstücke und Erzählungen. Seine Faust-Übersetzung wurde von Goethe hoch geschätzt. Er übertrug ferner Gedichte von Klopstock, Bürger, Schiller und anderen und bemühte sich um eine Verständigung zwischen Deutschland und Frankreich. Nach einem Anfall von Geistesstörung machte er seinem Leben am 24. Januar 1845 ein Ende.

In den *Sensations d'un voyageur enthousiaste* erzählt er, daß er in Baden-Baden sein Geld aufgebraucht hatte. Er erwartete einen Wertbrief, doch kam nur ein Wechsel auf eine Straßburger Bank. Was sollte er tun? Er bezahlte in der Sonne seine Rechnung und nahm einen Wagen nach Straßburg. Er hatte noch einen Taler in der Tasche. *Faute d'argent, c'est douleur sans pareille* . .

In Straßburg irrte er hungrig herum, denn das Bankhaus weigerte sich, den Wechsel auszubezahlen. Er solle wiederkommen, Eloi Sohn hatte den Wechsel unterzeichnet, aber Eloi Vater mußte erst um seine Meinung gefragt werden.

Als Nerval sich wieder einstellte, sprach es aus dem Gitter der Bank: „Mein Herr, Herr Eloi Vater teilt mir mit, daß Eloi Sohn ein Lumpenhund sei!“

„Verzeihung, diese Meinungsäußerung interessiert mich nicht. Sie zahlen das Billet?“

„Gewiß nicht, mein Herr, ich bedaure sehr.“

Es blieb Nerval nichts anderes übrig, als zu Fuß nach Baden-Baden zurückzugehen, denn er hatte das Gepäck dort gelassen.

Mit Sehnsucht strebte er dem Schwarzwald zu, den er aus den Illustrationen schon kennt und dessen dunkle, phantastische Art ihn



Lichtenthaler Allee. Eugène Guinot, L'été à Bade. 1845

magisch gebannt hält. Mit dem guten Schwarzwälder „Kirsch“ macht er sogleich entsprechende Bekanntschaft.

Auf der Straße gesellt er sich zu einem anderen Fußreisenden, dessen Aussehen ihm bald klar macht, daß er eigentlich für einen Wanderer viel zu vornehm angezogen ist. Bald auch erfährt er, daß das Mißverhältnis zwischen seiner Kleidung und seinem Geldbeutel nicht gerade günstig wirke. Aber wohlbehalten kommt er nach Baden-Baden.

Baden-Baden

In der einzigartigen Landschaft, durch die wir nach Baden reisen, ist die Landstraße kerzengerade wie eine Eisenbahnlinie. Die Wiesen sind herrlich; die Feldwege, von Obstbäumen gesäumt, sind dazu angetan, die Begeisterung des General Bugeaud zu wecken. Streckenweise geht es den Rhein entlang, der zur Linken seine Schlangelinien bildet, und wenn wir etwa die Hälfte des Weges hinter uns haben, erscheint das Fort Louis am Horizont. Die Landstraße führt durch mehrere häßliche Dörfer. Dann kommen wir endlich jenen violetten Bergen näher, die gar nicht weit entfernt schienen, wenn man sie von der Plattform des Straßburger Münsters aus betrachtete. Das sind nun die echten Schwarzwaldberge, und doch hat ihr Anblick nichts Erschreckendes. Dann können wir endlich Baden-Baden sehen, die Hotelstadt, die an einem Bergabhang liegt, auf dem die Häuser allmählich immer höher klettern, wie eine Herde, die in der Ebene kein Futter mehr findet. Wird das berühmte Halbrund stattlicher Gebäude nicht vor unserer Ankunft schon vor unsern Augen auftauchen? Nein; wir sollen vor unserm Eintritt nichts davon sehen. Eine lange italienische Pappelallee schließt wie ein Vorhang dieses Bild ab, das wie eine gestellte Szene aus einer schäferlichen Operette wirkt. Von einer andern Stelle aus muß man dieses große Schauspiel genießen: Nehmt eine Eintrittskarte für das Kurhaus, bezahlt ein Abonnement für einen Sperrsitzplatz. Hier erst mitten in den Galerien von Bénazet kann man bei den Klängen des Orchesters, das den ganzen Tag im Freien spielt, den vollen Blick auf Baden-Baden genießen, sein Tal, seine Berge — allerdings nur, wenn der liebe Gott dafür sorgt, das Licht hell genug anzuzünden und die Kulissen ordentlich zu beleuchten mit seinen Sommersonnenstrahlen.

Denn um der Wahrheit die Ehre zu geben: Man hat zunächst den

Eindruck, die ganze Natur habe hier etwas Künstliches. Die Bäume sind ausgeschnitten, die Häuser gemalt, die Berge große Tücher, über Gerüsten ausgespannt, über die die Dorfbewohner auf gangbaren Wegen herabkommen; am Himmel sucht man nach einem Ölfleck, der die Menschenhand verraten und die Illusion zerstören könnte. Gerade hier denkt man an Heinrich Heine, der als Kind sich einbildete, alle Abend kämen Dienstboten, um die Wiesen wie Teppiche einzurollen, die Sonne herunterzuholen, die Bäume in einen Schuppen einzuschließen, und alle Morgen, vor dem Aufstehen, werde alles wieder an seinen Platz gestellt, die Wiesen werden abgebürstet, die Bäume abgestaubt und die große Himmelslampe wird wieder angesteckt.

Es ist aber nichts da, was diese kleine romanhafte Welt zerstören könnte. Nicht auf einer gepflasterten, schmutzigen Straße gelangt man dorthin, sondern auf den Sandwegen eines englischen Gartens. Zur Rechten Gebüsch, ausgehauene Grotten, Einsiedeleien, sogar ein Teich, ein wertloser Schmuck, wenn man bedenkt, welchen Seltenheitswert jene Flüssigkeit besitzt, die in Gläsern in ganz Baden verkauft wird; zur Linken ein Bach (ohne Wasser), der von Brücken überwölbt und von grünen Weiden umsäumt ist, die nichts lieber möchten, als ihre Zweige darin zu baden. Bevor man über die letzte Brücke geht, die zur Großherzoglichen Post führt, sieht man auf die Geschäftsstraße, eine breite Eichenallee mit großen prächtigen Schaufenstern: sächsisches Tuch, englische Spitzen, böhmisches Glas, Porzellan, indische Vasen — alles Herrlichkeiten, die uns versagt sind, deren Reiz die Damenwelt Straßburgs zu politischen Vergehen bringt, die unser Grenzzoll eifrigst unterdrückt.

Das Englische Hotel ist das schönste von Baden-Baden, sein Speisesaal ist eleganter als alle Speisesäle von Paris. Unglücklicherweise wird um ein Uhr an der großen table d'hôte gespeist; wenn man später kommt, kann man bestenfalls noch im Kurhaus essen. Im allgemeinen ist die Küche gut. Die Margue-Forellen sind ihres Rufes würdig. Wild wird frisch und nicht abgelagert gegessen. Über die Zubereitung läßt sich streiten. Die Koteletten werden gebacken, die großen Fische auf dem Grill bereitet, Gebäck ist mittelmäßig, die Puddings sind hervorragend.

Die Nacht hat begonnen; undeutliche Gruppen irren durch die Laub-

gänge und eilen flüchtig über die Grashänge der Hügel. Mitten auf dem großen, von Orangebäumen eingefassten Platz strahlen die Lichter im Kurhaus auf, und die weißen Galerien heben sich ab vom prächtigen Hintergrund der Salons. Links liegt das Café, rechts das Theater, in der Mitte der riesige Ballsaal, dessen Leuchter so groß ist wie der unserer Oper. Die Innendekoration mag etwas klassizistisch sein, die Statuen haben etwas Akademisches an sich, der Schmuck hat etwas vom Empirestil, aber das Ganze ist glanzvoll, und unter der Menge, die sich da zusammendrängt, herrscht der beste Ton. Das Orchester spielt deutsche Walzer und Symphonien, die gelegentlich durch unharmonische Töne zu stören, die Croupiers sich nicht scheuen. Diese Herren haben sich die französische Sprache ausgesucht, obwohl die Spieler im allgemeinen Deutsche oder Engländer sind. Das Spiel ist beendet. Keine Möglichkeit mehr; Rot gewinnt; Couleur verliert; dreizehn, schwarz, ungleich, manque! — So lauten die gewohnten Rufe, die vom Rand der drei grünen Tische kommen; man muß sich wundern über die große Anzahl schöner Frauen und distinguiierter Persönlichkeiten, die sich an diesen öffentlichen Spielen beteiligen. Ich habe Familienmütter gesehen, die ihre Kinder lehrten, auf die Farben zu setzen, ja, den Größeren erlaubten, sich bei einzelnen Nummern zu versuchen. Jeder weiß, daß der Großherzog von Hessen der beste Stammgast von Baden-Baden ist. Er soll jeden Morgen 12 000 fl. einsetzen, die er im Lauf des Tages vierfach verliert. Eine Art Lakai folgt ihm überall nach, wenn er den Tisch wechselt, und bleibt hinter ihm stehen, um seine Nachbarn zu überwachen. An jeden, der ihm zu nah kommt, richtet der Diener die Worte: „Mein Herr, Sie behindern den Fürsten. — Mein Herr, Sie stehen dem Fürsten im Licht!“ Der Fürst selbst wendet sich nicht um, er sieht niemand und kennt niemand. Man könnte ihn von hinten stoßen, ohne daß sein Gesicht sich veränderte. Der Lakai würde im gleichen eisigen Ton sagen: „Sie haben soeben mit Ihrem Fuß den Fürsten gestoßen; bitte, geben Sie acht, mein Herr!“

Am Samstag, dem großen Balltag, wird der Salon durch eine Zwischenwand in zwei Teile geteilt, deren größerer für die Tanzenden bestimmt ist; nur Abonnenten sind zugelassen. Ihr werdet Euch schwer eine Vorstellung machen von der Anzahl der blendend weißen Schultern — russischer, englischer und deutscher. Ich glaube kaum,

daß irgendeine Stadt Europas günstiger gelegen ist als Baden für diese Darbietung europäischer Schönheiten. England und Rußland wetteifern an Pracht und Weiße, während Frankreich und Deutschland sich mehr an Form und Beseelung der Züge halten.

Hier hätte Jucundus Stoff genug für seine Seufzer gefunden, ohne daß er auf gut Glück durch die ganze Welt hätte schweifen müssen. Don Juan hätte innerhalb einer Stunde seine Liste zusammengestellt wie eine Speisekarte, bereit, in der Folge alle, die er eingetragen, zu verführen.

Was soll ich weiter von diesem Ball sagen? Es gibt glückliche Länder, in denen man sommers tanzt, während die Fenster der von Wohlgerüchen duftenden Luft offen stehen; der Mondschein glänzt auf dem Rasen, und die bläulichen Hügelketten tauchen in der Ferne in sein Licht ein. Von Zeit zu Zeit schöpft man Luft in den dunkeln Alleen und sieht die geschmückten Frauen sich auf Galerien und Balkonen bewegen: Schönheit, Licht, Harmonie, diese drei bedürfen so sehr des freien Himmels, des Wassers, des Laubes und der Stille der Nacht! Auf unseren winterlichen Bällen in Paris ist die Hitze der Säle zum Ersticken, die Straßen sind mit Schmutz bedeckt, der Regen schlägt an die Scheiben, und am Ausgang wartet die unbarmherzige Kälte; sie haben etwas Düsteres dagegen, und unsere Maskenbälle im Februar sind eine Vorbereitung für die Fastenzeit oder den Tod. Noch hat es in ganz Paris keinen wohlhabenden Mann gegeben, dem der ganz natürliche Gedanke an einen Maskenball im Frühling gekommen wäre, einen Ball, der bei schönem Abendlicht beginnt und bei bläulichem Morgenlicht endet, dessen Anfang und Ausgang Heiterkeit ausstrahlt, bei dem man die Natur bewundert und Gott lobt; an Masken auf dem Rasen, auf den Terrassen, die auftauchen und in den schattigen Wegen verschwinden; an Säle, die dem Duft der Nacht geöffnet sind, Vorhänge, die sich im Wind bewegen, Tänze, bei denen man den Atem und die Haut die Frische behält.

Die Landstraße nach Lichtenthal ist stets von Wagen, Spaziergängern, Reitern belebt, mit der ganzen Bewegung, dem ganzen Luxus und der ganzen Pracht einer Pariser Promenade. Lichtenthal ist ein Vorort von Baden. Es ist der Name eines Augustinerinnenklosters (eigentlich Zisterzienserinnenklosters. Anmerkung des Herausgebers), dessen

Nonnen wunderbar singen. Ihre Gebete sind wie Gesänge, ihre Messen wie Opern. Dieser romantische Zufluchtsort, diese prachtvolle Klause soll eine Herberge für leidende Herzen sein . .

Die Häuser sind an einen Berg gebaut, der zu bestimmten Zeiten seine finsternen Tannenschatten in den Klosterhof wirft. Der Fluß zieht an den Mauern entlang, ohne jedoch Tiefe genug zu haben, um das Grab einer verzweifelten Liebe zu werden; seine Stimme klagt unablässig zwischen den rötlichen Felsen; aber, einmal in der flachen Ebene, ist er nur noch ein Bach, ein friedlicher Wasserlauf, an dem die Schafe des Dorfes weiden, die im Watteauschen Stil gekämmt und bebändert sind. Alle diese Schafherden machen einen Teil der materiellen Grundlagen des Landes aus und werden von der Regierung unterhalten wie die Tauben von St. Marcus in Venedig.

Dieser Weideplatz, der die Hälfte der Landschaft ausmacht, gleicht der „kleinen Schweiz“ von Trianon, wie auch die ganze Landschaft um Baden ein Abbild der Schweiz im Kleinen ist, einer Schweiz ohne Gletscher und Seen, ohne Kälte, Nebel und rauhe Gebirge. Die Schweiz sollte man gesehen haben, in Baden aber leben.

Frankfurt

Alexandre Dumas hatte meinem in Versen geschriebenen Brief aus Straßburg Beachtung geschenkt. Er schickte mir eine beträchtliche Geldsumme, und ich konnte das *Hôtel du Soleil* mit Haltung verlassen.

Ich beeilte mich, das Dampfschiff auf dem Rhein zu erreichen, und langte am folgenden Tag in Mainz, einen Tag später in Frankfurt an. Frankfurt ist seit 1815 von einem Ring von Alleen und Promenaden umgeben, die an die Stelle der alten Befestigungen getreten sind. Hat man diese heiteren Alleen durchschritten, die alle am Mainufer enden, so kann man sich auf der grünen, blühenden Insel Mainlust ausruhen. Dies ist der Hauptvergnügungsplatz der Bevölkerung und einzelner Gesellschaften. Von einem eleganten Pavillon aus hat man einen der schönsten Rundblicke der Welt: das Bild von Frankfurt auf dem linken Ufer mit seinen Kais, von einem Wald von Schiffsmasten gesäumt, die Vorstadt Sachsenhausen auf der rechten Seite,

durch eine ungeheure Brücke mit der Stadt verbunden. Mit prächtigen Palästen, langen Reihen von Gärten und Überresten alter Türme sind die Ufer des Flusses geschmückt, in dem die untergehende Sonne wie im Meer versinkt, während in der Ferne die Taunuskette den Hintergrund mit bläulicher Zackenlinie abschließt — einer jener schönen und vollkommenen Eindrücke, die eine bleibende Erinnerung zurücklassen — eine alte Stadt, eine herrliche Landschaft, eine weite Wasserfläche; ein Anblick, der in wunderbarer Harmonie die Werke Gottes, des Menschen und der Natur vereint.

Geht man durch die inneren Straßen, so entdeckt man mit Entzücken das Gepräge einer gotischen Stadt, wie man sich Frankfurt erträumt hatte. Hier gibt es noch gewundene Gassen, altersgeschwärzte Häuser, mit Skulpturen geschmückte Frontseiten, überhängende Stockwerke, Brunnen mit schmiedeeisernen Arbeiten, merkwürdige Wasserspiele, Kapellen und Kirchen. . . Aber der Geist ist tot in den herrlichen Steingehäusen, und heute gleichen sie den Muscheln im Museum, in denen das aufmerksame Ohr Windesklänge zu vernehmen glaubt, die aber kein Leben mehr beseelt. . .

Das Rathaus von Frankfurt, „Römer“ genannt, zeigt eine wenig durchgearbeitete Gotik, vor allem für den, der die Rathäuser in Flandern gesehen hat. Die unteren Räume sind Läden und Schaufenster, wie es bei unserem „Palais de Justice“ war, und der Schmuck der erhaltenen Räume ist eher drollig als glanzvoll. Der größte Teil wurde im Lauf der beiden letzten Jahrhunderte mit Decken, Tapeten und Steinhauerarbeiten eines sehr bizarren deutschen Rokokostils dekoriert. Der Senatoren-, der Bürgermeister- und Rätesaal gehören diesem überalterten Stil an, der überall in Deutschland im Innern der gotischen Gebäude so üppige Blüten getrieben hat. Ein einzigartiger Saal, der „berühmte“ Kaisersaal, ist noch in seiner ursprünglichen Gestalt erhalten; doch ist er so einzigartig bemalt worden, daß er ganz den Eindruck eines mittelalterlichen Dekorismus zweifelhaftesten Geschmackes macht. . . Die Fremdenführer verkünden, daß er die Standbilder und Rüstungen von 32 deutschen Kaisern enthalte; doch sollte man dazu sagen, daß alles nur auf Gemälden existiert. Die 32 Nischen, denen eben so viele sich vom Gewölbe ausgliedernde Rippen entsprechen und die durch geschnitzte Holzbögen verbunden

sind, sind gleichmäßig schwarz-weiß marmoriert, und an den Wänden sind die Kaiserstatuen täuschend nachgebildet vom großen Widukind an, glaube ich, bis zum verstorbenen Kaiser Franz, der von Napoleon vom deutschen Kaiser auf den österreichischen beschränkt wurde. Es ist wunderbar, daß das Reich, da der Saal nur 32 Nischen besitzt, eben mit dem 32. Kaiser endete. Man spricht davon, aus der dicken Mauer eine 33. Nische zu gewinnen für den gegenwärtigen Kaiser; aber wir sind überzeugt, der Kaiser von Österreich wird dieses geschmacklose Anerbieten zurückweisen. Es gibt keine Kaiser mehr auf der Welt, und auch Napoleon war nur noch ein blendendes Fantom.

Mannheim

Einen ganzen Tag lang waren wir wieder rheinaufwärts gefahren, von Mainz nach Mannheim; langsam waren wir an Speyer vorbeigeglitten, das von den letzten Lichtstrahlen beschienen war, und es tat uns leid, daß wir erst bei Nacht in Mannheim anlangten, denn, wie Mainz, sieht es am Abend aus wie eine orientalische Stadt. Seine roten Sandsteinhäuser, seine Kuppeln und die vielen merkwürdig zugespitzten Türme verstärken diesen Eindruck. Ein heller Mondschein gewährte uns einen Teil des erhofften Eindrucks. Mein berühmter Reisegefährte konnte daraus eine ziemlich abgerundete „Impression“ formen, wodurch ich der Pflicht enthoben bin, vor oder nach ihm dem Publikum darüber zu berichten.

Der gleiche Grund verböte mir auch die Beschreibung von Mannheim, wenn ich nicht meist die Städte mehr als Müßiggänger denn als Reisender durchreiste, froh und zufrieden, die Luft eines fremden Ortes zu atmen, in Menschen unterzutauchen, die ich nicht wiedersehen werde, ihre Bälle, Gaststätten und Theater zu besuchen und durch Zufall auf eine Kirche, einen Brunnen oder eine Statue zu stoßen, die dann wirklich im Reiseführer fehlen. Ich kann daher meine Beschreibung mit zwei Worten erledigen. Diese Stadt ist sehr hübsch, sauber und konstruiert wie ein Damenbrett. Die Großherzöge von Baden sind also Fanatiker der geraden Linie und der regelmäßigen Kurve gewesen. So ist Karlsruhe in Fächerform gebaut. Vom Stadtmittelpunkt aus, wo das Schloß liegt, übersieht man alle Straßen, und der Herrscher kann sicher sein, daß, solange er an seinem Fen-

ster steht, niemand ein- und ausgeht oder auf den Straßen und Plätzen umherläuft, ohne von ihm gesehen zu werden. In einer so gebauten Stadt lassen sich Straftaten und Überwachungssysteme vermeiden. Mannheim, die zweite Hauptstadt des Großherzogtums, gibt Karlsruhe in diesem Punkte nichts nach. Ein Dutzend Schildwachen, an den Straßenkreuzungen im rechten Winkel aufgestellt, genügen, um die ganze Stadt in Respekt zu halten. Dennoch war es Mannheim, wo der Mord an Kotzebue durch Karl Sand begangen wurde; doch muß hinzugefügt werden, daß Sand von den Friedenssoldaten des Großherzogs ergriffen wurde, als er kaum das Haus seines Opfers verlassen hatte. Diese düstere Tragödie vor allem beschäftigte uns während unseres kurzen Aufenthalts in Mannheim; auch waren wir glücklich zu hören, daß der berühmte Schauspieler tragischer Rollen, Herrmann, sich gerade damals in der Stadt befand . .

Sobald Herr Herrmann von unserer Anwesenheit erfahren hatte, kam er zu uns und war vor allem froh, die Bekanntschaft eines Autors zu machen, von dessen Werken er schon mehrere übersetzt hatte; er wollte uns die Stadt genau zeigen. Wir sahen uns die königliche Residenz und ihre großen Gartenanlagen an, die an den Neckar grenzen, der sich hier gerade in den Rhein stürzen will. Wir bewunderten die Anordnung der grünen Büsche und Bäume, den Sandwegen entlang, die sich im Ufer verlieren, die dicht bewachsenen Rasenplätze und jenes Kreisrund von Wasserspielen, das überall vom Himmel umrahmt erscheint . .

Als wir durch einen Seitengang die Residenz verließen, stießen wir auf die im Rokokostil erbaute Jesuitenkirche, deren Gitter ein Meisterwerk zeitgenössischer Schmiedekunst ist. Ich würde nicht fest behaupten wollen, daß hier keine mythologischen Gottheiten zu finden wären; vielleicht sind es wirklich nur christliche Allegorien; aber dann würde der „Glaube“ sehr an Minerva, die „Liebe“ sehr an Venus erinnern. Außerdem liegt das Theater gerade gegenüber, und seine klassizistischen Musen scheinen aus der gleichen Epoche und vom gleichen Bildhauer zu stammen. Es ist ein prächtiges Gebäude, das die Hälfte des Platzes einnimmt . .

Wir stiegen wieder in den Wagen, um die Richtung nach Heidelberg einzuschlagen, wo wir übernachten wollten. Der Abend dieses schönen Herbsttages war bezaubernd. Eine bunte Menschenmenge strömte

aus den hübschen Landhäusern, den öffentlichen Gärten, Cafés und Gasthäusern zur Stadt zurück. Die meisten grüßten uns, ohne uns zu kennen, wie es in Baden Brauch ist; das Bild der Heimkehr eines friedlichen, wohlwollenden Völkchens, das seinen Tag gut angewandt hat

Charl
von d
„Fran
als ein
Urspr
in sei
der er
Sein F
Von
nicht
freilic
Um 1
von F
reich,
Von
unter
und s
Der V
die er
Aben
Bénaz
das K
thal
Das f
in fra
Episo
die R
vard

Ich
thal
scha
sätze

VICOMTE D'ARLINCOURT

Le pèlerin

1842

Charles Victor Prévôt Vicomte d'Arlincourt (1789—1856) war einer von den zahlreichen französischen Schriftstellern, die während der „Franzosenzeit“ dem Rufe Mons. Bénazets folgten und Baden-Baden als ein *Faubourg de Paris*, mehr noch, als *Capitale d l'Europe* feierten. Ursprünglich Bonapartist, wurde er nach 1814 wieder Royalist, was in seinem Epos *Charlemagne* (1818) sinnfälligen Ausdruck findet: der erste Band verherrlicht Napoleon, der zweite die Bourbonen.

Sein Roman *Le Solitaire* (1821) wurde viel gelesen und viel übersetzt. Von seinen legitimistischen Pamphleten erreichte *Dieu le veut* nicht weniger als vierundsechzig Auflagen. Auf der Bühne hatte er freilich kein Glück.

Um 1840 machte d'Arlincourt eine Reise durch Deutschland. Er fuhr von Paris nach Lüttich, Aachen, durch Holland, Deutschland, Österreich, er kam nach Frankfurt, Stuttgart, Baden-Baden, Karlsruhe usw. Von allen seinen Reiseeindrücken schreibt er recht interessante und unterhaltsame Kapitel. Kapitel X und XI handeln von Baden-Baden und seiner Umgebung.

31 Der Vicomte schildert die Begegnung mit der Großherzogin Stephanie, die er emphatisch als die Wiederentdeckerin des Bades feiert, ihre Abende im Pavillon, eine musikalische Veranstaltung in der Villa Bénazet — bei der Gräfin Merlin —, das Alte und das Neue Schloß, das Konversationshaus und die Kurpromenade, das Kloster Lichten-thal und den — Geroldsauer Wasserfall.

Das Buch trägt den Titel: *Le Pèlerin* — der Pilger — und ist 1842 in französischer und deutscher Sprache erschienen. Die entzückende Episode am Geroldsauer Wasserfall zeigt uns die Pariser Gesellschaft, die Rousseaus *la vie champêtre* mit der Theaterkulisse vom Boulevard Gand verwechselt — sehr zum Schaden des kleinen Heldenentors.

Ich hatte versprochen [so berichtet d'Arlincourt] mich von Lichten-thal an den Geroldsauer Wasserfall zu begeben. Eine fröhliche Gesellschaft erwartete mich dort. Welche andere Szene und welche Gegensätze! Statt der stillen Seelenregungen eines Bußortes die lärmende

Heiterkeit einer närrischen Welt. Es kostete mich Mühe, mich wieder darein zu versetzen, und doch fühlte ich es, ein anderer Boden wollte einen anderen Menschen.

„Ei, so kommen Sie doch endlich!“ rief man mir in Geroldsau entgegen: „Poesie! Champagner! Nun, Bernhardiner, Tollheiten!“

„Er hat“, sagte jemand, „soeben im Konzert der Engel mitgesungen.“

„Gut“, nahm ein anderer das Wort, „jetzt soll er bei den Wölfen mitheulen.“

Ach, sollte ich mich dazu entschließen? Ich hätte gar nicht kommen sollen.

Der Geroldsauer Wasserfall liegt in der Nähe von Baden in einer engen und tiefen Schlucht zwischen zwei mit hohen Tannen dicht bewachsenen Bergkegeln. Seine Wasser stürzen von ziemlich beträchtlicher Höhe herab in einen schäumenden Gießbach, zu dessen Ufern man ohne Hindernis gelangt.

Einige Schritte vom Wasserfall befindet sich die Kunzenshütte, eine offene, wie die meisten Schwarzwaldhäuser mit Stroh gedeckte Hütte, wo eine Art ländlicher Wirtschaft eingerichtet wurde. Man findet hier . . . frisches und reines Wasser, eine sehr romantische Landschaft und einen kleinen Buckligen, der mit dem Besen in der Hand, nach Art der Sabbatskinder, wie ein Eichhörnchen oder wie ein Ziegenböcklein von Felsen zu Felsen springt, um seine Dienste zu leisten. Was das Mahl betrifft, das man hier einnehmen will, so findet man . . . was man mitbringt. An diesem Tage hatte man einen Wagen voll Pasteten, Schinken und feinen Weinen herführen lassen. Ich nahm Teil an dem heiteren Mahle, wo man einander an Heiterkeit überbot. Witzworte, Quodlibets und Scherzreden kreuzten sich mit echt französischer Anmut, und ohne von jenem Tone der guten Gesellschaft abzulenken, der dabei so vielen Wert verleiht.

Unter der Zahl der Gäste war ein Neffe des berühmten Grafen von Montlosier, der Baron la Roche, welcher, leidenschaftlich für die Kunst Aeskulaps entflammt, als Liebhaberarzt reiste, da und dort alle Kranken heilte (oder auch nicht heilte), die sich ihm anvertrauen wollten und die er auf seinem Wege traf. Dieser junge und lebenswürdige Doktor ließ sich, ebenso großmütig als gelehrt, nicht allein alle seine Rezepte nicht bezahlen, sondern schenkte auch noch die



Geroldsauer Wasserfall. Eugène Guinot, *L'été à Bade*. 1845

Arzneien dazu. Wo findet man einen solchen Arzt? Ich stelle ihn hier als Muster auf; es wird aber wenig Nachfolger geben.

Man wußte, daß der Baron la Roche, gleich einem anderen berühmten Arzte, eine sehr schöne Stimme hatte. Beim Nachtschiff beim Champagner bat man ihn um eine Romanze.

„Am Ufer des Gießbaches“, war seine Antwort, „mein Piano wird der Wasserfall sein.“

Einstimmiger Beifallsjubel erscholl. Man brach heiter auf nach einer ländlichen Brücke über dem Gießbach, wo der Virtuose singen will. Der seltsame Konzertsaal wurde von der lustigen Gesellschaft in Beschlag genommen. Drei reizende Frauen waren darunter: die Baronin von Liebenberg, ihre Tochter und eine schöne Pariserin, Madame Leroux mit Namen. Unter den Männern zeichneten sich aus der Graf de la Garde, der Baron von Coetlosquet, Herr Carl von Wendel, die Herren Mathéus, Hoffmann von Caters, Leroux . . usw. Der Baron begann seine Gesänge. Er hatte sich im Mittelpunkt der Brücke auf einem Brette aufgestellt, welches, über den Bach hinausragend, ihn von seinen Zuhörern abtrennte. Von diesem dichterischen Piedestal tönte seine Stimme hinaus gegen die Felsen.

„Unser Amphion“, rief ein Gast, „wird alle diese Steine in Bewegung bringen.“

„Fühlen Sie sich nicht bereits ganz gerührt?“ entgegnete einer der Hauptleute der Truppe.

„Einst“, nahm ein Spötter das Wort, „versetzte Orpheus in Rührung . . Sie wissen!“

„Die Löwen!“

„Und andere Tiergattungen.“

Die Barcarole begann.

Allein das Brett, auf welchem der Sänger von Geroldsau in so dichterischer Stellung sich befand, krachte plötzlich unter seinen Füßen . . Ein allgemeiner Schrei ertönte. Kein Gesang, kein Lied mehr. Der Baron war verschwunden; er war in die Tiefe des Baches hinabgerollt. Nie war noch eine Verwechselung schneller, ein Theatereffekt dramatischer als hier vor sich gegangen. Herr Carl von Wendel wollte dem Doktor nach und ihm zu Hilfe eilen; er fiel und verletzte sich die Hand. Da wand die Baronin von Liebenberg mit bewunderungswürdiger Geistesgegenwart eine lange Schärpe, welche um ihren

Leib geschwungen war, los und warf das Ende dem Baron zu, welchen die Wasser mit fortzunehmen im Begriff waren, obwohl er ihnen kräftig Widerstand leistete. Das Ende der Schärpe wurde erfaßt, die edle Deutsche siegte, und der Ertrinkende gewann das Ufer wieder. Er war nicht verletzt, aber bis auf die Haut durchnäßt.

Welche Sintflut von Witzeleien!

„Ein schönes Ding um einen Fall“, sagte einer der Gäste hingerissen, indem er sich hinstellte, als bewundere er den Wasserfall.

„Auch ich liebe die Rouladen sehr“, fiel einer der Zuschauer ein. Während dieser Zeit hatte der aus dem Wasser gezogene Doktor erfahren, daß sich Herr von Wendel an der Hand verletzt habe; nur an seine Kunst denkend, rief er daher:

„Lassen Sie mich Ihre Wunden verbinden!“

So ist die Leidenschaft! Der Sohn Aeskulaps, den ihn betreffenden Unfall beiseite setzend, sah hier nur noch etwas zu heilen.

Seine Kleider troffen vor Wasser.

„Wir wollen ihn auf den Berg tragen“, sagte einer der Helden des Festes, „und ihn an der Sonne trocknen lassen!“

„Wäre ein gutes Feuer nicht besser?“ nahm ein lustiger Gesellschafter das Wort.

„Meine Herren, unser Orpheus kommt aus dem Styx!“

„Er wird . . die Fische bezaubert haben.“

Die Meinung, ein gutes Feuer anzuzünden, überwog. Man suchte das Nötige zu einem Scheiterhaufen zusammen und richtete denselben am Fuße des Wasserfalles auf. Bald flackerte das Feuer, einem breiten Wasserstrahle gegenüber und hinter einer Hecke niederen Gestrüpps; man entkleidete den Gewässerten.

„Wenn wir ihn völlig verbrennten!“ rief eine Stentorstimme.

„Bravo! Die Mysterien der Isis“, versetzte gewichtig einer der Unsrigen. „Feuer- und Wasserprobe.“ Dabei stimmte man eine Melodie an . .

„Du singst falsch, mein Lieber!“

„Hört, Freunde!“ sagte ein anderer, „wir wollen das Opfer Abrahams aufführen. Der Herr ist der Vater Isaks, ich der Bock, in Anbetracht, daß ich seinen Bart habe, und der Baron wird das Kind sein. Wer von Ihnen leiht ein Messer?“

„Meine Herren“, nahm ich wieder das Wort, „dazu müßte man einen Engel haben.“

„Wir haben deren drei“, sagte Wendel, zeigte dabei mit dem Finger auf die drei Damen und gewann dafür drei Verbeugungen.

„Welche nehmen Sie!“ fing ein Gast an zu summen, nach der Melodie:

„Ach! mein schönes Schloß!“

„Wir wollen Hälmchen ziehen um den Engel!“

Die Baronin von Liebenberg trat näher zu mir.

„O! ich bitte Sie“, redete sie mich an, „beschreiben Sie diesen seltsamen Auftritt.“

„Ja, aber man verspreche mir“, antwortete ich, „ihn Niemandem zu erzählen . . . ehe ich ihn veröffentlicht habe!“

Die Gäste von Geroldsau stürzten auf mich zu: sie bildeten eine Art Kreis, in dessen Mitte sie auf zwei kreuzweise übereinander gelegten Stöcken die Rettungsschärpe der Baronin als geheiligtes Banner aufsteckten. Hierauf erhoben sich alle Hände auf einmal, wie die der Kinder des alten Horaz oder die der Schweizer Wilhelm Tells, und ich vernahm den einstimmigen Ruf: „Wir schwören es, wir schwören es!“

Das Echo des Waldes wiederholte den Schrei. Und der Amphion und die Laube und der Wasserfall und der Bucklige und die Hütte und der Wind und ich weiß nicht was noch, das alles schien mir aus vollem Halse zuzurufen:

„Wir schwören es! Wir schwören es!“

Und auch ich gab mein Versprechen. Jeder wird das Seinige gewissenhaft erfüllt haben, daran zweifle ich nicht; denn ich, ich glaube noch an die Heiligkeit des Eides; ich halte sogar mehr als je daran: obgleich oder weil? . . . Gleichviel.



Im Spielsaal. Nach J. Jacollet

JEAN-PIERRE MARAT

„Europa“

1844

Zwei der merkwürdigsten Gestalten, die der Spieltisch Mons. Bénazets je gesehen hat, waren Marat, ein Jakobiner, und Schulmeister, ein Spion, Repräsentanten des revolutionären und des kaiserlichen Frankreich. Ihr Va banque der Politik war ausgespielt, sie spielten nicht einmal mehr das Va banque des Lebens!

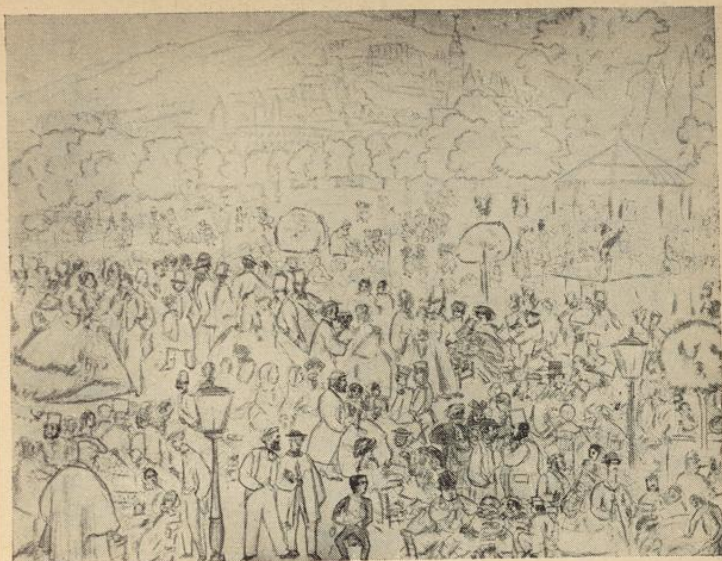
Jean-Pierre Marat war ein Bruder des von Charlotte Corday ermordeten Jakobineroberhauptes, der den zweifelhaften Ruhm genoß, wenn auch kein großer, so doch immerhin ein Jakobiner zu sein. Er war ein geschickter Uhrmacher, obschon es ihm nicht gelang, die Zeiger noch einmal auf 1789 zu stellen. Als neunzigjähriger Greis starb er 1850 zu Karlsruhe recht bürgerlich und unrevolutionär.

Karl Schulmeister, der berühmte Spion Napoleons I., vertrat sich am Spieltisch mit dem Jakobiner, als seien Revolution und Empire

niemals Gegensätze gewesen. Auch er starb hochbetagt im Jahre 1853. Das phantastische Paar wird in der „Europa“ vom August 1844 mit nachstehender Glosse bedacht.

„Welchen Eindruck machte es auf mich, als ich nach Baden-Baden kam und unter den ersten Menschen, die mir auf der verödeten Promenade begegneten, den Bruder Marats traf! Der kleine Mann mit den weißen Haaren, der marklos und gebeugt in sauber bürgerlicher Kleidung dahergeht, wollte mich, trotz dem philisterhaften und ruhigen Aussehen, oder vielleicht gerade deswegen, wie das knöchernen Gespenst der Revolution, wie eine Satire auf sie gemahnen. Ein Mädchen, das einer Bonne glich, führte ihn an den Buden entlang.

Am Abend traf ich den zusammengeschrumpften Greis mit seinem runden, eigentümlich durchfurchten Gesicht wieder an den Spielischen im Spielhause. Gewöhnlich zankte der kleine Mann mit den Croupiers, daß er ein Stück zu wenig erhalten habe. Diese gaben ihm meistens lächelnd recht, wenn sie sich aber weigern, zuckt eine wilde Wut durch jenes Gesicht, die Augen blitzen boshaft, der kleine Marat möchte seine Widersacher zur Guillotine schicken — und kann es nicht mehr, er kann nur noch sein Geld verlieren. Eine ähnliche Seltsamkeit unter den sich hier aufhaltenden Fremden ist Karl Schulmeister, der bekannte Napoleonische Spion, jetzt auch ein Greis, dessen bewegliche Züge einen Ausdruck großer Schlaueit behaupten ...“



Im Kurgarten. Nach Füssli. 50er Jahre

HONORÉ DE BALZAC

Lettres à l'Étrangère

1845

Zwischen der *Divina Comedia* eines Dante und der *Comédie Humaine* eines Balzac liegt der Abstand von Jahrhunderten. Dante schrieb in der *lingua toscana* und benützte die strenge Form der Terzinen; Balzac als Franzose verwendete die Form des Romanes, die er in einem riesenhaften Bau zum Zyklus zusammenfügte. Trotzdem unterliegt es keinem Zweifel, daß Balzac mit der Umwandlung der „göttlichen“ in eine „menschliche“ Komödie bewußt an Dante anknüpfte, mit der Absicht, ebenso wie der große Florentiner der Sittenrichter seiner Zeit zu werden. Beide Dichter haben das *Inferno* ihrer Epoche meisterhaft gestaltet. Beide haben eine untergehende Welt mit dem Gelächter eines zuschauenden Gottes begleitet.

Obwohl er nicht viel länger als ein Halbjahrhundert lebte, um-

spannte dieses Leben doch nicht weniger als fünf Epochen: das Erste Kaiserreich, die Erste und die Zweite Restauration, das Bürgerkönigtum und die Zweite Republik. An der Schwelle des Zweiten Kaiserreichs starb er. Sein Glanz erstrahlt mit der Juli-Revolution 1830 und vergeht mit der Februar-Revolution 1848. Er repräsentiert geistig das Zeitalter Louis Philipps, in dem sich die Reste des royalistischen und bonapartistischen Adels mit jener Kategorie des Bürgertums mischen, das die Parole des Bürgerkönigs treu befolgte: *Enrichissez-vous!* Der Dichter selbst war von dem Fieber der Spekulation erfaßt.

Anfang und Ende der *Comédie Humaine* fällt mit jenem Erlebnis Balzacs zusammen, das den Inhalt seines ganzen Lebens bildete: mit der Liebe zu Evelina von Hanska. Bereits nach der zweiten Begegnung mit dieser Frau in Genf faßte er den gigantischen Plan zu dem Werke, dem er acht Jahre später den Titel *Comédie Humaine* gab. Das war im Jahre 1834.

Evelina von Hanska stammte aus dem polnischen Geschlecht der Grafen Rzewuski. Sie hatte sich sehr früh mit dem zwanzig Jahre älteren Grafen Wenzeslaus von Hanski verheiratet. Als sie in das Leben Balzacs trat, zählte sie erst achtundzwanzig Jahre. Sie hatte sich als *L'étrangère* dem Dichter genähert.

Schon über ein Jahrzehnt hatte dieses Liebesverhältnis gedauert, das in seiner Intensität ständig zunahm. Balzac hatte die Geliebte in Petersburg besucht, hatte sie beschworen, nach Paris zu kommen, als sich Evelina endlich im Februar 1845 mit ihrer Tochter Anna für einige Monate in Dresden niederließ. Balzac eilte zu ihr, obwohl er die sechzehn Bände der *Comédie Humaine*, die er zwischen 1841 und 46 zu liefern sich verpflichtet hatte, noch nicht vollendet hatte. In Gesellschaft Evas und ihrer Tochter befand sich der polnische Graf Georg Mniszeck, Annas Bräutigam, ein leidenschaftlicher Endemologe und äußerst liebenswürdiger Herr. Mit ihnen reiste Balzac durch Deutschland, Frankreich, Belgien, Holland und Italien. Er blieb dauernd in seligster Stimmung.

Bei dieser Gelegenheit kamen die vier auch nach Baden-Baden. Aus seinen Briefen wissen wir, wie stark der Aufenthalt im Tale der Oos auf den Dichter gewirkt hat. Er zählt dreiundzwanzig Städte auf, die „geheiligt“ seien: von jener ersten Begegnung mit der „Fremden“ in Neuchâtel bis zur Beendigung dieser Reise in Neapel.

Mit jeder Stadt verbindet sich für ihn ein Bild, eine Vorstellung, ein Erlebnis. Er wird an die Musik Chopins erinnert, wenn er das Gemälde der letzten zehn Jahre beschreibt:

„Neuchâtel: eine weiße Lilie; Genf: ein glühender Traum; unser Mittag; die goldene Ernte. Wien: die Trauer im Glück; ich kam dahin, gewiß, dort nur Trauriges zu sehen; Wien war meine reinste Hingebung. Petersburg: der blaue See an der Newa. Dresden: Hunger und Durst. Elend im Glück. Ein Armer, der sich auf das Festmahl eines Reichen stürzt. Cannstatt: alle Süßigkeiten eines Nachtisches. Karlsruhe: das Almosen für einen Armen. Straßburg: volle Liebe, der Reichtum Ludwigs XIV. Die Gewißheit wechselseitigen Glückes. Passy, Fontainebleau: das Genie Beethovens. Erhaben. Orléans, Bourges, Tours und Blois: Konzerte. Vielgeliebte Sinfonien. Paris, Rotterdam, Haag, Amsterdam: Herbstblumen. Aber Brüssel ist unser würdig. Baden-Baden war der Gipfelpunkt: ewige Eintracht; hier war die Glut von Genf und jener Abend, an dem ich dich wiedersah und alle angesammelten Wünsche zweier Herzen, die sich anbeteten.“ Lyon, Tours und Neapel vollenden den blühenden Kranz der Erinnerung: eine Mischung der Gefühle mit Erlebnissen, Vorstellungen, Beglückungen und Verzweiflungen.

Die Assoziation von Baden-Baden und Genf ist eine innerliche: hier wie dort wird ihm die höchste Beglückung zuteil. In der stillen Herberge *de l'Arc aux Eaux-vives* ward er jeder Gunst der Geliebten teilhaftig. Hier schrieb er das Vorwort zu der neuen Auflage der *Contes drôlatiques*. Hier entwarf er in seinem Innern den Roman *Seraphita*.

In seinen Papieren fand sich noch eine andere Aufzeichnung seiner Eindrücke. In diesen ist jeweils ein optisches Bild festgehalten: eine Geste, eine Bewegung des Körpers, ein Ding. Das Gleichnis von Baden-Baden erfaßt er im Bild einer Blume, die das Bleibende symbolisiert:

„Neuchâtel: einen Brief in der Hand. Genf: ein Schlüssel. Wien: ein Finger auf den Lippen. Petersburg: ein Finger, der ein Zeichen macht, zu kommen. Dresden: auf ein Veilchen gebückt. Cannstatt: auf einen Fauteuil gelehnt. Karlsruhe: hält eine Sanduhr. Straßburg: mit einer phrygischen Mütze. Passy: eine Hand vor den Augen. Fontainebleau: eine Fackel haltend. Orléans: eine goldene Kugel. Bourges: auf ein

Rad gestützt, Paris: fünf Kronen in der Hand. Rotterdam: eine umgekehrte Fackel. Haag: ein riesiges Füllhorn. Amiens: eine Muschel. Brüssel: sechs Rosen haltend. Baden-Baden: mit Vergißmeinnicht bekränzt. Lyon: eine Palme schwingend. . ."

Niemand wird das Geheimnis dieser ganzen Symbolsprache entschleiern können, denn es liegt in der Seele des Dichters verborgen. Wir können nur mit Sicherheit vermuten, daß hinter allen Gleichnissen das Erlebnis der Liebe zu dieser einzigen Frau ausgesprochen ist, um deren Besitz er bis kurz vor seinem Tode ringen muß. Noch dreimal fährt er nach Rußland. Am 15. Mai 1850 findet die Vermählung statt. Ein Vierteljahr später stirbt er.

Daß Baden-Baden in diesem Erlebnis einen „Gipfelpunkt“ bedeutet, sagt er selber. Auch das „Vergißmeinnicht“ deutet darauf hin. Ob darüber hinaus der Ort irgendwie in sein Werk aufgegangen ist — wer vermag das zu entwirren?

EUGÈNE GUINOT

L'été à Bade

1845

Si quelque ignorant demandait quelle est la capitale de l'Europe, on lui répondrait: l'Europe en a deux: Une Capitale d'hiver: -Paris. Une Capitale d'été: -Bade.

Dieses geflügelte Wort von den beiden Hauptstädten Europas stammt von dem Pariser Schriftsteller Eugène Guinot und ist gleichsam das Motto seines Buches: *L'été à Bade*, das im Jahre 1845 in drei Sprachen erschienen ist: französisch (Paris), englisch (London), deutsch (Leipzig). Ein reich illustriertes Prachtwerk, in Leder gebunden, das glanzvollste Propagandawerk des Bades im vorigen Jahrhundert!

„*L'été à Bade* heißt ein neues, mit Stahlstichen, kolorierten Kostumbildern und Holzschnitten reich verziertes Werk, welches soeben zu Paris mit vierzig Lieferungen, zu 50 Cent (14 kr.) die Lieferung, erscheint. Eugène Guinot, der unter dem Namen Pierre Durand im *Siècle* schreibt, ist der Verfasser. Das Werk wird den ganzen Rhein von Basel bis Köln umfassen. Es sollen 60 000 Franken darauf verwendet worden sein.“

Auch wenn August Lewald in der „Europa“ vom 18. August 1845 diese Sätze nicht geschrieben hätte, wäre kein Zweifel darüber möglich, daß der eigentliche Initiator des Werkes Mons. Jacques Bénazet war. Seine sprichwörtliche Großzügigkeit, welche in dem Satz gipfelt: „*Ces choses-là, il faut les faire grandement ou ne les faire pas du tout*“, war keineswegs in übertriebenen Gewinnen der Spielbank begründet, sondern in seiner wahrhaft großzügigen Natur. Baden-Baden im 19. Jahrhundert war zeitweise wirklich *la Capitale d'été*, wenn man gelten läßt, daß Paris für die damalige elegante Welt die *Capitale d'hiver* war. Bunt und wechselreich waren die menschlichen Schicksale im Verlauf der Saison in der Sommerhauptstadt des Vergnügens. Ein Kapitel jenes *Sommer in Baden-Baden* unter dem Titel „Die Königin des Bades“ behandelt das Schicksal eines einfachen Mädchens, das es dank seines Raffinements zu einer sogenannten großen Dame bringt.

Bei der Abend-Promenade bietet die Lichtenthaler Allee einen glän-

zenden Anblick. Eine Menge schöner Equipagen, mutiger Reiter, eleganter Fußgänger. Hier sieht man die ganze Gesellschaft Badens, hier verbreiten sich die Tagesneuigkeiten, und die immer gut versehene Chronik bietet sich hier der feinen Beobachtung, dem scharfen Witze, den angenehmen Scherzen, der freudigen Überraschung und der immer wachen Neugierde dieser feinen und leichten Welt, welche so reizend spricht und so anmutig zuhört. In Ermangelung kleiner Neuigkeiten hat man große Geschichten, welche mehr als jede Beschreibung die Sitten Badens im wahren Lichte zeigen und nützliche Lehren enthalten, wie aus nachfolgender Erzählung sich ergibt.

Aurelie war mit sechzehn Jahren bezaubernd, die Natur hatte sie mit Anmut und Reizen überschüttet, und sie verband mit dem Vorzuge der Schönheit einen feinen, klaren, durchdringenden Verstand und einen entschlossenen und festen Charakter. Diese Vorzüge sind oft sehr gefährlich für die damit Begabten, wenn der Zufall sie in niederer Sphäre geboren werden ließ.

Aurelie gehört einer armen Arbeiterfamilie an. Seit früher Kindheit Waise, wurde sie aus Mitleid von einer alten Verwandten erzogen, welche sie bei sich aufnahm und für die Verlassene sorgte. So erblühte diese Blume von seltener, wunderbarer Schönheit, im Schatten eines dunklen und mühseligen Lebens.

Als das junge Mädchen heranwuchs, kehrten für die Verlassene alle Gefahren zurück, denn alles, was man für sie hatte tun können, war, sie in den Stand zu setzen, durch Nähen ihr Brot selbst zu verdienen. Jetzt, mein schönes Kind — sagte man ihr — bist Du sechzehn Jahre alt und selbständig, sei arbeitsam, fest, ehrbar, geduldig, mutig, und Gott wird für Dich sorgen.

Aurelie wollte gern alle diese Tugenden ausüben, aber es kam ihr lächerlich vor, um diesen Preis ein mühseliges und unsicheres Leben zu führen. Sie war gern bereit, große Opfer zu bringen, schwere Proben zu bestehen, alle ihre Kräfte anzustrengen, aber dafür verlangte sie auch als Lohn die Erfüllung ihrer ehrgeizigen Träume.

Ihr Spiegel sagte ihr, daß sie nicht geboren, um in Verborgenheit und Armut zu leben. Sie wußte aus Romanen, die sie mit Leidenschaft las, daß Fürsten Schäferinnen geheiratet haben; sie wußte, daß ihr Spiegel sie nicht täuschte, schenkte den Romanen gleiches Vertrauen, und die Zukunft lag hell vor ihr im Lichte ihrer Einbildung.



Salle Louis XIV. Eugène Guinot, L'été à Bade. 1845

„Ich will eine reiche und große Dame werden“, sagte sie, „ich will glänzenden Putz, herrliche Equipagen, Paläste, Schlösser haben, aber wie?“

Einem schönen Mädchen von sechzehn Jahren fehlt es nicht an Liebhabern. Aurelie hatte bald mehrere und verschiedener Art — die einen versprochen ihr die Ehe, aber dies waren arme junge Leute, wie sie, einfache Arbeiter, die ihr nicht zusagten, weil sie dann auf ihre Träume hätte verzichten müssen — die anderen waren reich und nahmen eine Stellung in der Welt ein, aber bei ihnen war von Heirat keine Rede, und das junge Mädchen wollte sich erheben, nicht fallen. Ihr Ehrgeiz stützte sich auf solide Grundsätze; ihr gesunder Sinn, ihr gerader, gründlicher Verstand ließ sie das traurigste Nichts, selbst des glänzendsten Falles ermessen. Das Los der begünstigten Maitresen flößte ihr nur gerechte Verachtung ein, sie wußte, daß das Vermögen ohne Wert ist, wenn es nicht auf ehrbare, und ohne Dauer, wenn es nicht auf gesetzmäßige Weise erworben wurde. Überdies war Vermögen nicht das einzige Ziel ihr Ehrgeizes, ihr Stolz verlangte noch einen Namen und Titel, welche die Ehe allein ihr geben konnte.

Die Tugend, welche auf Berechnung beruht, ist unüberwindlich. Aurelie, welche in einer kleinen Stadt des mittägigen Frankreich wohnte, hatte anfangs nur gegen minder gefährliche Versuchungen

zu kämpfen. Die Verführung nahte sich ihr nur in allgemeinen Formen und mit geringen Vorteilen; dagegen konnte ihre Klugheit allein ohne Hilfe des Ehrgeizes sich verteidigen. Aber endlich, nachdem ein Jahr unter diesen gefährvollen Versuchungen vergangen war, hatte das junge Mädchen Gelegenheit, die Stärke seines Charakters ernstest und schwierigsten Verhältnissen gegenüber zu zeigen.

Diesmal nahte ihr die Versuchung in Gestalt eines jungen, lebenswürdigen, reichen und mit einem Titel versehenen Mannes. Lord Arthur verbrachte mit seiner Mutter den Winter in der kleinen Stadt, in welcher Aurelie wohnte, er sah das junge Mädchen und verliebte sich sterblich in es. Aurelie hörte seine zärtlichen Reden sehr aufmerksam an und wurde einen Augenblick durch seine glänzenden Versprechungen geblendet, aber der junge Mann versprach augenscheinlich mehr, als er halten konnte.

Unglücklicherweise war er erst achtzehn Jahre alt, und Aurelie übersah nicht, daß ein Mann dieses Alters nicht ohne Zustimmung seiner Familie über seine Hand verfügen konnte. Diese Zustimmung war kaum wahrscheinlich, sie mußte also auf die Erfüllung ihrer Träume verzichten. Sie faßte einen kühnen Entschluß, unterdrückte die Stimme ihres Herzens und dachte, nachdem die erste Aufregung besiegt war, kalt darüber nach, welche Ehre und welchen Vorteil ihr dieser Sieg verschaffen könnte.

Lord Arthur hatte ihr einen leidenschaftlichen Brief geschrieben, welcher mit dem Vorschlage einer Entführung endigte. Aurelie begab sich zu Lady Sarah, zeigte ihr diesen Brief und sagte im Tone der Verzweiflung und gekränkte Tugend:

„Schützen Sie mich gegen die Verführung.“

Diese Handlung, welche so edel und rührend schien, machte einen tiefen Eindruck auf Lady Sarah, sie fühlte den ganzen Wert eines Schrittes, der ihrem Sohn eine Torheit ersparte, deren Folgen schwer und trübe für ihn hätten sein können.

„Ich werde Ihnen meine Erkenntlichkeit beweisen“, sagte sie zu dem jungen Mädchen. „Verbergen Sie sich einige Tage auf dem Lande, ich werde Ihre Abwesenheit benutzen, um meinen Sohn zur Vernunft zu bringen, er wird nach Italien reisen, wo er zwei Jahre verweilen wird. Sobald er nicht mehr hier ist, kommen Sie zu mir, und ich werde Ihr Geschick mir anlegen sein lassen.“

Alles ging, wie Lady Sarah es bestimmt hatte. Der junge Mann reiste ab, und Aurelie kam zu ihrer Beschützerin, welche sie als Gesellschaftsdame den Sommer über nach Baden nahm.

Der erste Schritt war getan! Aurelie trat aus ihrer niederen Stellung und ihrer engen Sphäre heraus. Der Weg öffnete sich vor ihr, und es war ihr endlich vergönnt, die Welt zu betreten, welche sie oft in ihren Träumen gesehen hatte.

Und welcher schöneren Schauplatz konnte sie zu ihrem ersten Aufenthalt erwählen? Baden! Den Vereinigungspunkt Europas im Sommer, die Stadt der Feste, den bezaubernden Aufenthalt aller Vergnügungen. Hier zeigte sich die Welt in ihrer ganzen Pracht, in ihrem ganzen aristokratischen Glanz! Hier war eine Gesellschaft großer Herren, blendender Frauen, glänzender Charaktere, Fürsten, Millionäre. Hier waren jeden Abend prächtige Konzerte, Reunions, Bälle.

Aurelie fühlte, daß sie jetzt in ihrem Element war. Baden war das Land ihrer Träume; das war die Welt, welche ihre ehrgeizige Einbildung sich geschaffen hatte; jetzt konnte sie diese in der Nähe sehen und in aller Behaglichkeit bewundern. Aber der Eintritt war ihr noch nicht vergönnt, und sie konnte auf dieser erhabenen Bühne noch keine Rolle spielen. Der Titel einer Gesellschaftsdame stellte sie in den Rang einfacher Figurantinnen.

Aurelie sah ein, daß sie aus dieser zweideutigen Stellung heraustrreten mußte. Aber um herauszukommen, gab es nur ein Mittel — die Ehe. Für Frauen gibt es nur einen einzigen Weg, um auf ehrbare Weise das Ziel ihres Ehrgeizes erreichen zu können.

Ein alter deutscher Arzt, welcher Lady Sarah behandelte, hatte ihr einen seiner Schüler, den Doktor Albert, vorgestellt, einen jungen Mann mit blassem Aussehen und melancholischem Blicke. Der junge Mann faßte für Aurelie eine heftige Leidenschaft und erklärte ihr, daß sein ganzes Glück von ihr abhängen, und daß er der unglücklichste Mensch sein würde, wenn sie nicht in eine Heirat mit ihm einwillige. Das war für das junge Mädchen eine passende Partie. Er war der Einzige, der sich im Augenblicke darbot, wo sie so heftig verlangte, daß eine Heirat ihr die Pforten der Welt öffne.

„Geben Sie Ihre Einwilligung“, sagte Lady Sarah, „ich will nach England zurückkehren, wohin Sie mir nicht folgen können, weil mein Sohn bald wieder zurückkommen wird.“

Trotzdem zögerte Aurelie. Diese Heirat konnte ihr zwar eine ehrbare und unabhängige Stellung gewähren, aber auch sonst nichts, denn der Doktor war weder reich, noch von Adel.

Wenn ich ihn heirate, dachte sie, komme ich zwar einen Schritt weiter, allein dann bin ich eingekettet in Fesseln, die nur der Tod lösen kann. Ich muß auf immer meiner schönen Hoffnung Lebewohl sagen und auf Reichtum und Größe verzichten.

Aurelie war vollständig von diesem Gedanken beherrscht, als sie den Besuch des alten Arztes der Lady Sarah empfing.

„Fräulein“, sagte ihr der ehrwürdige Mann, „ich habe eine traurige Pflicht zu erfüllen und Sie über einen Gegenstand aufzuklären, welcher für Ihre Zukunft von Wichtigkeit ist. Albert liebt Sie und Sie teilen vielleicht seine Gefühle; er strebt nach dem Glücke, Ihr Gatte zu werden, und Sie sind ohne Zweifel bereit, ihm Ihre Hand zu geben. Aber diese Heirat, die Ihnen ein wolkenloses Glück zu versprechen scheint, wird für Sie nur eine Quelle von Tränen, Verzweiflung und bitteren Schmerzen sein. Sie werden den frischen Myrthenkranz bald mit dem Witwenschleier vertauschen müssen, denn Alberts Tage sind gezählt, ein unheilbares Brustleiden führt ihn rasch dem Grabe zu, die Liebe, welche auf seinem Gesichte strahlt, konnte die Spuren seiner langen und grausamen Leiden nicht verwischen, seine Blässe und seine schlaffen Züge sind traurige Anzeichen seines nahen Endes. Er ist jung, er liebt, täuscht sich ohne Zweifel und gibt der Hoffnung Raum, aber vergebens: das Urteil ist gesprochen, sein Leben erlischt und kann durch nichts mehr gehalten werden.“

Diese Worte machten auf Aurelie lebhaften Eindruck. Der Doktor hatte dies vermutet, aber er erriet nicht den Grund dieser ihm so natürlich scheinenden Bewegung. Der alte Praktiker hatte den menschlichen Körper durch und durch studiert, aber er verstand nicht, in den verborgenen Falten der Seele zu lesen.

„Armes Kind“, sagte er und warf einen mitleidsvollen Blick auf das junge Mädchen, „das ist ein harter Schlag für Sie!“

„O, sehr hart“, antwortete Aurelie, ihre schönen Augen zum Himmel erhebend, „aber ist denn gar keine Hoffnung mehr?“

„Keine!“

„Und Sie sagen, er habe nur noch kurze Zeit zu leben?“

„Höchstens noch sechs Monate.“

„Und sind Sie dessen gewiß?“

„Ach, nur zu gewiß!“

„O, das ist schrecklich“, rief Aurelie halb mitleidig, halb heuchlerisch, „ich will Ihnen nicht glauben! Albert wird leben, und ich werde seine Frau sein.“

„Ich hielt es für meine Pflicht“, antwortete der Doktor, „Ihnen diese Mitteilung zu machen, folgen Sie jetzt Ihrem Herzen. Hoffen Sie auf ein Wunder, ich kann es Ihnen nur wiederholen, wenn Sie Albert heiraten, werden Sie in sechs Monaten um ihn trauern.“

Aurelie zögerte nicht länger. Was sie eben vernommen, hatte entschieden. Albert erhielt am selben Tag eine günstige Antwort, und er beschleunigte mit freudvollem Herzen die Vorbereitungen zur Hochzeit.

Lady Sarah, welcher der Doktor dieselbe Mitteilung gemacht hatte, versuchte vergebens, ihren schönen Günstling von dem gefaßten Entschlusse abzubringen, nachdem sie wußte, wie es stand.

„Lehren Sie ein von der Leidenschaft fortgerissenes junges Mädchen Vernunft!“ sagte der alte Doktor, der sich für einen großen Psychologen hielt.

„Das ist mehr als Liebe, das ist Aufopferung“, fügte Lady Sarah bei, „sie will die letzten Tage des Geliebten verschönern!“

Die Hochzeit wurde im Stillen, ohne Gepränge gefeiert. Die Badesaison nahte sich ihrem Ende. Lady Sarah reiste nach England, und Doktor Albert führte seine junge Gemahlin nach München, wo er wohnte. Sechs Monate später war Aurelie Witwe.

Mit achtzehn Jahren Witwe und frei, ohne Stütze, ohne Vermögen, aber von festem Charakter und voller Hoffnungen für ihr Ziel. Ihre Tränen waren schnell getrocknet, sie kürzte das Trauerjahr ab, verließ München und kehrte nach Baden zurück. Die geringe Hinterlassenschaft ihres Mannes reichte zum Putz und Aufwand für eine Saison hin, und mehr bedurfte sie nicht.

Sobald sie sich zeigte, folgte Bewunderung und Huldigung ihren Schritten. Diesmal, sagte sie sich, habe ich freie Wahl. Eine vornehme Heirat wird mich in die erste Reihe dieser Gesellschaft, die ich beherrschen will, einführen. Mein Herz und meine Hand soll der erhalten, der mir einen großen Namen und den Titel Gräfin oder Marquise zu bieten vermag.

Unter Aureliens Courmachern befanden sich Grafen und Marquis erster Klasse. Aber diese Herren voller Aufmerksamkeit und Sorgfalt, reich an schönen Worten und angenehmen Redensarten, sprachen nie vom Heiraten. Die Reichen wußten, daß die schöne Witwe ohne Vermögen war, und hofften sie deshalb zu gewinnen. Die Armen konnten nur an eine reiche Heirat denken.

Unter diesen schwierigen Verhältnissen faßte Aurelie schnell einen passenden Entschluß. Sie ließ sich nicht durch überspannte Hoffnungen verleiten, sondern erkannte klar, daß sie nur durch besonnene Haltung sicheren Enttäuschungen entgehe.

Ich habe mich getäuscht, sagte sie, ich muß noch eine Stufe weiter steigen, ehe ich der aristokratischen Ehren teilhaftig werden kann. Wäre ich reich, so würden diese stolzen Edelleute daran verzweifeln, meine Grundsätze zu besiegen, wäre ich reich, so würden diese vornehmen Gecken es nicht verschmähen, durch die Heirat mit einer Frau von niederem Stande ihre Wappen zu vergolden. Wohlan, aufgeschoben ist nicht aufgehoben, ich muß noch eine Probe bestehen, ich muß erst reich werden, ich habe ja Geduld und bin jung genug, um warten zu können.

Unter den hervorragenden Badegästen befand sich ein außerordentlich reicher und geiziger alter holländischer Kaufmann, ein wahrer Harpagon. Er hatte vierzig schöne Jahre damit verbracht, Millionen zu gewinnen, und weihte sein übriges Leben der Erhaltung seines Reichtums, mit der ausgedachtesten und strengsten Sorgfalt. Man erzählte sich von ihm merkwürdige Züge und wahre Großtaten, welche er ohne alle Mühe vollbracht, um einen Taler zu sparen. Bis jetzt war Geld sein einziger Gedanke gewesen, Aureliens Schönheit erweckte aber eine neue Leidenschaft in ihm: Harpagon wurde verliebt.

Ein alter verliebter Mann ist jeder Narrheit fähig. Aurelie wollte ihre Macht versuchen. Ehe sie den Heiratsantrag des Geizigen annahm, veranlaßte sie einen Kampf zwischen den beiden Leidenschaften ihres Anbeters. Es war dies eine wichtige Probe, von der ihre Zukunft abhing.

Sie stellte sich, als ob die glänzenden Huldigungen eines reichen Barons, welcher durch seinen Luxus Aufsehen erregte, Eindruck auf

sie gemacht, und nötigte Harpagon ohne Erbarmen, ebenso freigebig zu sein wie sein Nebenbuhler.

Auf ihre Veranlassung wurde ein Verkauf zu Gunsten der Armen bewerkstelligt. Jede Dame der Gesellschaft brachte ein Los dazu. Aurelie hatte eine reizende Börse gestickt.

„Hier“, sagte sie, „eine Arbeit von meiner Hand, wir wollen sehen, meine Herren, wer den höchsten Preis dafür bietet. Ich werde die Börse versteigern.“

Harpagon, zum ersten Gebot aufgefordert, bot seufzend zehn Gulden. Der Baron lächelte verächtlich und rief:

„Zwanzig Louis d'or!“

Der Geizhals zitterte, aber konnte er den Sieg seinem Nebenbuhler überlassen?“

„Dreißig Louis d'or!“ sagte er mit schmerzhafter Anstrengung.

„Vierzig!“ rief der Baron.

„Fünfzig!“ murmelte der Geizhals mit verlöschender Stimme.

Seine Leiden hatten aber ihr Ende noch nicht erreicht. Dies geschah erst, nachdem er zweihundert Louis d'or geboten und der Baron mit den Worten „Ich verzichte“ sich verbeugt hatte.

Bei diesen Worten wankte Harpagon, erschöpft vor Anstrengung und erschüttert durch das ihm auferlegte Opfer, wie ein Betrunkener und sank ohnmächtig zu Boden.

„So ist es recht“, sagte Aurelie, „jetzt kann ich ihn heiraten!“

Am nämlichen Tage, an dem die gesetzliche Frist abgelaufen war, heiratete die Witwe des armen Doktors den holländischen Millionär. Es versteht sich von selbst, daß das ganze Gemeinschafts-Vermögen dem Überlebenden zugeschrieben wurde, denn dies ist ja die Hauptbestimmung aller Ehekontrakte zwischen einem reichen Greis und einer armen jungen Frau.

Eine glänzende Veränderung bewies bald die Anwesenheit Aureliens in dem Hause des Geizigen. Diese kalte, traurige Wohnung war gleichsam von dem Zauberstabe einer Fee berührt, welche sie im Augenblicke in einen von Luxus strahlenden Palast verwandelte. Vergebens wollte der Geizhals sich widersetzen, der Zauberstab hatte auch ihn berührt, er mußte sein Glück bezahlen. Welche Qualen, welche verzehrende Angst mußte er ausstehen, als er die weißen Hände Aureliens sich in seine Kasette senken und Geld

in Masse herausziehen sah, die sie mit unwiderstehlicher Grazie ausstreute! Die Zärtlichkeit hatte ihm das Geheimnis seiner vergrabenen Schätze entlockt. Sie hatte die Federn der Fächer, welche die geheimen Reichtümer verbargen, spielen gelernt, sie kannte die Bewegung der rätselhaften Schlösser, sie hatte unter dem Kopfkissen des Ehebetts die Schlüssel zu den Geldkasten weggenommen. Unglücklicher Harpagon! Leichter hätte man ihm das Herz herausreißen können. Sein Leben war nur noch ein langer Todeskampf, eine fortwährende Strafe. Umsonst bat und seufzte er. Täglich neue Ausgaben und unerträgliche Qualen, denen der arme Mann unterlag. Jedes seiner Kiste entnommene Geldstück raubte ihm einen Blutstropfen. Nach dieser Rechnung konnte er nicht mehr lange leben, und Aurelie wurde bald zum zweiten Male Witwe.

Nichts stand jetzt mehr dem Fluge ihres Ehrgeizes entgegen. Diese zerbrochene Kette eröffnete ihr eine Laufbahn ohne Hindernis. Mit Ungeduld erwartete sie die neue Badesaison, die ihr immer so günstig war.

Sobald im Frühling die Blumen blühten, die sie auf das Grabmal ihres zweiten Gatten gepflanzt, machte sich die schöne Witwe auf den Weg. Als sie das Ziel ihrer Reise erreichte, war Baden in voller Pracht.

Jung, schön und reich, wie sie war, erzielte Aurelie große Erfolge. Indessen war ihr damit noch nicht genug getan, sie stand noch nicht im höchsten Glanze. Ihre Nebenbuhlerinnen brüsteten sich viel mit dem Titel Gräfin oder Marquise; sie hatten ein Recht, sie von oben herab anzusehen und mit verächtlicher Miene zu sagen: „Diese Dame besitzt allerdings einige Reize und viel Geld, aber bei alledem bleibt sie doch eine Bürgerliche, und wir sind Frauen vom Stande.“

Sie mußte diesen Äußerungen gegenüber schweigen. Sie mußte noch höher steigen, um vollständig zu triumphieren, die Welt zu beherrschen und Königin des Bades zu werden. Mit Hilfe ihrer Millionen konnte das nicht schwer werden. Grafen und Marquis schwärmten um sie, und Aurelie hatte nur zu wählen.

„Ach“, seufzte sie, „warum bin ich nicht von Adel, ich könnte hier die erste Stelle einnehmen. Aber der Neid hat recht, ich bin nur von bürgerlicher Herkunft, und ungeachtet meiner ausgezeichneten

Vorzüge glauben die großen Herren, durch eine Verheiratung mit mir sich etwas zu vergeben."

Aurelie wußte, daß man eine ersehnte Stellung am besten dadurch erreichen kann, daß man mit Geduld wartet, von Zeit zu Zeit einen neuen Versuch macht und stufenweise vorwärts schreitet. Dies schon früher mit Erfolg angewandte System konnte sie auch jetzt wieder zum Ziele bringen, es handelte sich vorerst darum, eine gute Wahl zu treffen, und sie wählte unter den um ihre Hand sich streitenden betitelten Herren den ältesten und lächerlichsten.

Dies war ein eitler Marquis nach altem Muster, welcher aus den guten alten Zeiten ein glühendes Herz und eine empfindsame Einbildung übrig hatte. Der sechzigjährige Seladon wandte alle Mittel an, um sein Alter unter dem Scheine falscher Jugendlichkeit zu verbergen.

Aurelie schmeichelte dieser Leidenschaft und erhöhte sie durch die Worte:

„Um mir zu gefallen, muß man jung, gewandt, feurig, ein guter Tänzer und ein mutiger Reiter sein.“

„Nun“, erwiderte der Marquis, „bin ich nicht dies alles?“

Um seine Jugend zu beweisen, verdoppelte er seine Aufmerksamkeit, seine Lügen, seine Übertreibung, er flatterte nach Kräften, kleidete sich in den schreiendsten Farben.

„Morgen findet ein Turmrennen statt“, sagte die grausame Aurelie, „an dem alle unsere jungen Herren beteiligt sind, ich hoffe sicher auf das Vergnügen, Sie den Sieg davontragen oder wenigstens darum kämpfen zu sehen.“

Der Marquis sprengte auf die Bahn, stürzte fünf bis sechs Mal, erhob sich zerschlagen und zerstoßen, halb tot, aber jünger und verliebter als je.

Ein ander Mal sagte Aurelie mit anmutiger Miene, mit verführerischem Lächeln und mit halblauter Stimme zu ihm:

„Auf dem Ball heute abend werde ich nur mit Ihnen tanzen, und Sie wissen, daß ich keinen Walzer aussetze.“

Der arme Marquis war entzückt von dieser unverhofften Gunst, er nahm alle seine Kräfte zusammen, erinnerte sich an seine jugendliche Gelenkigkeit und nach allem Aufwande seiner Kräfte verließ er den Ball ebenso abgemattet wie beim Wettrennen.

Als Lohn für alle diese schweren Proben reichte ihm Aurelie die Hand, aber die Ehe setzte diesen Strapazen des Marquis kein Ziel. Im Gegenteil hielt die Marquise mehr als je auf die Jugend ihres Mannes und schien hinsichtlich dieser in vollständiger Täuschung sich zu befinden, die er mit großem Aufwande unterhalten mußte. Aurelie führte ein Leben voller Glanz, Bewegung und Feste, die Ruhe war aus ihrem Programm vollständig gestrichen. Der Marquis wurde in diesen verzehrenden Strudel hineingerissen, seine Frau wollte es so. Die Liebe, die Eitelkeit und vor allem die Eifersucht fesselten ihn an Aureliens Schritte und stürzten ihn in ein ruheloses Leben und in die verwegenen Unternehmungen. Kurz, der arme, alte, junge Mann wurde so wenig geschont und es wurde ihm so zugesetzt, daß es reißend schnell mit ihm zu Ende ging, und man ihm kaum Zeit zum Sterben ließ.

Als die Marquise mit dem ganzen Glanze ihrer Jugend, ihrer Schönheit, ihres Vermögens und Standes wieder in den Salons Badens erschien, glaubte sie alle Kritik zum Schweigen gebracht zu haben. Dennoch erlangte sie die geträumte Herrschaft noch nicht. Eine Pariserin, eine große Dame aus dem Faubourg St. Germain, war die Königin des Bades.

Das folgende Jahr kehrte die Marquise Aurelie mit denselben Vorzügen ausgerüstet wieder und kämpfte vergebens gegen eine russische Prinzessin, welche zur Bade-Königin erklärt wurde.

„Stehe ich noch nicht hoch genug?“ sagte Aurelie. „Wohl, ich kann noch höher steigen, ich will durch eine vierte Heirat den hochgestellten Frauen gleich werden!“

Wird dieser Ehrgeiz sich verwirklichen? Wird die Marquise Herzogin werden?

JEAN PIERRE DANTAN

À la cor de Chasse

1854

Jean Pierre Dantan ist einer der berühmtesten französischen Bildhauer des 19. Jahrhunderts. Dantan repräsentiert das in der Plastik, was man den „gallischen Esprit“ nennt. Er ist ein geistvoller Physiognomiker, der auch am stärksten Menschen die schwache Seite sieht und sie mit seiner unnachahmlichen Satire geißelt.

Am 26. Dezember 1800 zu Paris geboren, studierte er an den Akademien zu Paris und Rom. Dort begann er sich der Karikatur zuzuwenden. Er schuf eine Fülle von plastischen Pasquills, die Talleyrand oder Wellington ebenso witzig schilderten wie Rossini oder Victor Hugo. Überall bemühte er sich um physiognomische Ähnlichkeit, mit einem beinahe infernalischen Blick für die Halbheiten und Schwachheiten der Charaktere. Ob es Portraitbüsten oder Statuetten waren: alle zeigen den tragischen und komischen Aspekt ihres Wesens zugleich.

Es gibt auch die ernste Skulptur von Dantan, in der die Notabilitäten und Zelebritäten Frankreichs Revue passieren, doch sind sie nicht die stärksten Arbeiten des Künstlers. Hier spricht vielfach der Zwang der Konvention. Am freiesten und unmittelbarsten spricht er zu uns, wenn er lachen kann. Jean Pierre Dantan starb am 6. September 1869 zu Baden-Baden.

Die nachfolgende Episode aus der *Illustration de Bade* zeigt uns den Künstler in seiner heiteren Ausgelassenheit, wenn auch diesmal die Zielscheibe seines Spottes nur eine — lokale Berühmtheit war.

Im Juli des Jahres 1854 hielt einer der Mietswagen, die nahe bei der Trinkhalle in Baden-Baden ihren Standplatz haben, eines Tages vor einem bescheidenen Gasthause in Oberbeuren, dem zwischen Lichtenthal und Ebersteinschloß gelegenen Dorfe. Die Insassen des Wagens lachten aus Leibeskräften und zeigten sich gegenseitig das Schild des Wirtshauses, das ein Waldhorn mit der Inschrift: *A la cor de Chasse* darstellte.

In diesem Augenblick eilte ein starker Mann mit hochrotem Gesichte die Staffel herab und wollte den Wagenschlag öffnen, indem er sich



Im Waldhorn. Alfred Darjou, Les Plaisirs de Bade. 1860

in Verbeugungen erschöpfte und das Gesicht zu einem so breiten Lächeln verzog, daß eine Doppelreihe seltsam geformter Zähne zum Vorschein kam. Die Reisenden lehnten es ab, den Wagen zu verlassen, erkundigten sich aber, was sie bei ihrer Rückkehr in dem Gasthause essen könnten. Auf die Versicherung des Wirtes, daß er ihnen mit Forellen, Krebsen und Schinken dienen könne, versprachen sie, bei der Rückkehr von Ebersteinschloß zum Essen einzukehren, und setzten dann die Fahrt fort.

Herr Willibald Ihle, der Gastwirt, strahlte vor Vergnügen. Die Kurgäste hielten sich wahrhaftig selten genug bei ihm auf. Er wollte eben gehen, um in der Küche die Vorbereitungen zu dem Diner der Fremden zu treffen, als er von einem jungen französischen Künstler angerufen wurde, der seit einigen Tagen sein bescheidenes Frühstück in dem Gärtchen des Gasthauses einzunehmen pflegte und deutsch sprach.

„He, Vater Willibald, haben Sie nicht neulich gesagt, daß Sie Ihr Glück machen möchten?“

„Gewiß, mein Herr, aber bis dahin hat es wohl noch gute Wege.“

„Das Glück kommt heute zu Ihnen. Der Herr, der mit den Damen im Wagen saß, ist der berühmte Dantan. Bitten Sie ihn, Sie zu portraituren, und Ihr Glück ist gemacht.“

Am Abend, als der Wagen zurückkehrte und vor dem Gasthause zum „Waldhorn“ hielt, begleitete Willibald die Reisenden mit ausgesuchtester Höflichkeit in den großen Saal des ersten Stockwerkes, wo sie den Tisch gedeckt fanden. Der Wirt zeichnete sich in jeder Weise aus; er trug die kleinsten Forellen, die größten Krebse und den frischesten Schinken auf und stellte dazu einige Flaschen alten Markgräfler auf den Tisch. In sein Sonntagsgewand gekleidet, bediente er in eigener Person die Gäste, wobei er sich mit Vorliebe in der Nähe Dantans aufhielt, indem er denselben förmlich umtänzelte und ihm bei jedem Worte Verbeugungen machte, dabei ihn auf eine Weise anlachend, daß er sein zackiges Gebiß zeigte und seine Augen mit schmachtendem Ausdruck umherschweifen ließ.

Ungeduldig über die beständige Nähe des Wirtes und in Verlegenheit gesetzt durch die übertriebene Höflichkeit desselben, fragte ihn Dantan:

„Sind Sie bald fertig? Was soll das alles bedeuten?“

„Ach, mein Herr“, erwiderte Willibald, „ich weiß, daß ich die Ehre habe, einem der größten französischen Künstler aufzuwarten, und ich würde der glücklichste Mensch in ganz Baden sein, wenn Sie mein Bild zeichnen wollten.“

Indem er diese Worte hersagte, die er seit dem Morgen sich eingelesen hatte, kratzte der Wirt sich hinter den Ohren, damit seine Verlegenheit kennzeichnend, und verzerrte seinen breiten Mund zu einer so komischen Grimasse, daß alle Gäste in Lachen ausbrachen.

„Dieses Gesicht gefällt mir“, rief Dantan, sich die Seiten vor Lachen haltend, „es ist charakteristischer Ausdruck darin. Kommen Sie wieder, wenn wir den Kaffee getrunken haben, dann werde ich Ihren Kopf an die Wand malen.“

Wenige Minuten später stand Willibald Ihle, immer vergnügt lächelnd, Modell, und Dantan malte mit einem Stück Kohle das Gesicht des Wirtes auf die weißgetünchte Wand des Saales. Der gute

Alte wurde dargestellt, wie er unter dem Arme ein Waldhorn mit der Inschrift hält, welche die Aufschrift des Gasthaußschildes: *A la cor de chasse* in *A l'accord de chasse* korrigiert.

Die Frau des Wirtes und seine Tochter, die herbeigelaufen kamen, gerieten in Entzücken, während Willibald mit Tränen im Auge, aber ein Lächeln auf seinen dicken Lippen, starr vor Bewunderung war und sich in Danksagungen erschöpfte.

Als er den Gasthof verließ, lud Dantan den glücklichen Wirt ein, ihn in Baden-Baden zu besuchen. Zwei Tage später trat Willibald in das Zimmer Dantans ein und fand sich von Angesicht zu Angesicht seinem eigenen, in Ton geformten Kopfe gegenüber, der mit seinem ewigen grinsenden Lächeln aus einem großen Waldhorn herausschaute. Willibald durfte dieses Kunstwerk als wertvolles Geschenk mit sich nehmen, und er ließ es in die Mauer des Gasthaußsaales einfügen. Aber nicht zufrieden mit der Kohlezeichnung und mit dem Reliefbilde seines Kopfes, ließ er von einem Badener Künstler das von Dantan geschaffene Modell auch noch in Stein ausführen. Im Juli 1855, ein Jahr nach diesen Vorgängen, wurde der steinerne Kopf in Gegenwart Dantans in die Fassade des Gasthauses, über dem Eingange, eingemauert, und mit einem großen Diner feierte man dieses glückliche Ereignis.

Willibald Ihle hatte in der Tat sein Glück gemacht. Sein Gasthaus hat sich vergrößert und verschönert. Man findet auf der Wirtstafel alle die Leckerbissen, die auf der Speisekarte der großen Hotels in Baden-Baden verzeichnet sind. Der Weißwein ist ausgezeichnet, und man möge nicht vergessen, auch ein Gläschen des vorzüglichen Kirschwassers zu trinken.

L'ILLUSTRATION DE BADE

1856 — 1865

In den Jahren 1856—1865 gab Edouard Bénazet eine französische Zeitschrift heraus: *L'illustration de Bade*. Ursprünglich mit dem Untertitel *Journal Artistique et littéraire de la saison des Eaux*, bald aber erweitert in *Journal littéraire et artistique de la vallée du Rhin et de la Forêt-Noire*. Die Redaktion war zuerst in Straßburg, später in Baden.

Diese jede Woche erscheinende Zeitschrift ist bei weitem das Interessanteste aus der gesamten Literatur der „Franzosenzeit“. In allen möglichen Formen berichtet der Chroniqueur über Geschehnisse und Ereignisse. Die Titel sind unerschöpflich: *Petite Chronique de Bade*, *Histoire de la semaine*, *Chronique de la saison*, *Courrier de Bade*, *Chasses de Bade*, *Courses de Bade*, *La mode à Bade*, *Chronique musicale*, *Voyage en zigzag dans la Forêt-Noire*: — das sind nur einige der immer wiederkehrenden Rubriken.

Das Jahr 1856 deutet darauf hin, daß es eine Zeitschrift war, die im Zusammenhang mit der Eröffnung der Iffezheimer Rennbahn begründet wurde. Das große Fest, das der Herr der Spielbank bei dieser Gelegenheit abgehalten hat, wird von Méry, dem Leib- und Magendichter der Bénazets, unter dem Titel *Une fête à la Villa-Bénazet* geschildert.

Da finden wir Bilder und Karikaturen von allen möglichen Persönlichkeiten, die hier auftraten: Berlioz, Vieuxtemps, Jaell, Batta, Gounod, Caston, Méry, die Viardot u. a. m. Die Karikatur von Méry zeigt uns einen behäbigen, wohlbeleibten Herrn mit Bart, Mantel und Zigarre. Eine Novelle von ihm, *Les Nuits de Bade*, erscheint in mehreren Fortsetzungen, seine Ballade über die weiße Frau, die im Alten Schloß ihr Wesen treibt, wird zum ersten Mal mitgeteilt.

Neben naiver Reklame finden wir gute farbige Bildbeilagen aus dem Schwarzwald, Bauern aus Peterstal und Gutach in ihren malerischen Trachten, Landschaften und Tierbilder. Es gehörte damals durchaus zum guten Ton, von Baden aus Fahrten und Ausflüge in den Schwarzwald zu machen.

Das Fürstentreffen, vor allem Napoleon III., ist festgehalten. Über den *Séjour à Bade de Sa Majesté l'Impératrice des Français* wird be-

richtet, ebenso später über den Besuch des französischen Kaiserpaars. Der Geist des zweiten französischen Kaiserreichs findet auch politisch seinen Widerhall.

Zur Eröffnung des Neuen Theaters erscheinen Bilder, Programme, Artikel. Ein *Prologue d'ouverture du Théâtre de Bade* stammt selbstverständlich von Méry. Monsieur Monjauze hat ihn gelesen:

*L'art n'a jamais assez de temples dans le monde;
Tendons toujours la main à la main, qui les fonde,
Applaudissons toujours à l'effort généreux
Qui trouve, sur le sol, une place pour eux,
En ce siècle bourgeois, ou la truelle antique.
Ne sert qu'à — décorer la rue et la boutique . .*

Das Programm zur Uraufführung von *Béatrice und Bénédict* ist ausführlich wiedergegeben.

Die *Chronique musicale* ist besonders reichhaltig. Ein Konzert bei Madame de Béhague, bei dem die Viardot gesungen hat und verschiedene fürstliche Zelebritäten anwesend waren, wird geschildert. Zum Tod Meyerbeers erscheint ein Rückblick *Meyerbeer à Bade*, durch den wir erfahren, daß Meyerbeer den 4. Akt der *Hugenotten* hier komponiert hat und daß die Wasserfälle von Allerheiligen, die er von hier aus besuchte, zum 3. Akt von *Robert le Diable* angeregt haben.

Das *Grand Concert International* wird in großem Stil aufgezogen. Die Texte und Programme werden wiedergegeben und natürlich wiederum Mérys *Hymne du Rhin*, von Reyer komponiert. Berlioz war um diese Zeit schwer krank.

Und schließlich berichtet uns die *Chronique* über das Theater, *Le Théâtre-français à Bade*, und über die Mode. Da können wir emphatische Sätze wie diese lesen: *Bade est une espèce de réalisation du Journal des modes, et vous trouvez ici ce goût exquis, cette suprême élégance qui règne à Paris*; oder: *La promenade de Bade est le Longchamp international des toilettes féminines. Les quatre coins du globe y apportent leur originalité, leur élégance, leur bizarrerie même.*

Das Herannahen des Krieges von 1866 scheint die erste kritische Zäsur der „Franzosenzeit“ zu sein. Auch das Erscheinen des *Mercure de Bade* wurde mit dem Jahre 1865 eingestellt.

Vom Jahre 1857 entnehmen wir aus der *Illustration de Bade* Bild und Bericht über eine Jagdszene, die das modische Schauspiel emphatisch verherrlichen.



Jagdszene. *Illustration de Bade*. 60er Jahre

Milder, freundlicher hat wohl selten die Herbstsonne in das herrliche Rheintal gestrahlt, und sie führte eine endlose Menschenmenge dem Jagdfeste zu. Eine unabsehbare Reihe von Equipagen, Droschken, Reitern und den herrlichsten Pferden und Fußgängern bewegte sich dem Jagdreviere zu, und es hatte sich zuletzt eine Gesellschaft versammelt, so zahlreich und glänzend, wie sie sich noch nie dort zusammengefunden hatte, und so zahlreich auch die Mietfuhrwerke hier sind, so waren sie doch nicht ausreichend, um allen Nachfragen zu genügen.

Es kann aber auch keinen anziehenderen Anblick geben, als ihn der grüne Tannenwald bot, von der zahlreichen Zuschauermenge belebt, und in deren Mitte der glänzende Zirkel der berühmtesten Bäderstadt Europas und neben einer Unzahl blinkender Uniformen

eine Toilette, wie sie in keiner Hauptstadt reicher, geschmackvoller und abwechselnder gesehen werden kann, und dazu die einladenden, langen Tafelreihen mit ihrer mannigfaltigen Ausstattung und lockenden Last auserlesener Gerichte und die dampfende Küche voll emsiger Bewegung.

Nicht minder anziehend war der Anblick, als die Jagd begann, der stattliche Damhirsch sich auf freiem Felde zeigte, dann in den Wald zurückkehrte, in gewaltigen Sätzen durch das Dickicht stürmte und die ganze Jagd mit unzähligen Reitern und der kläffenden Hundemeute nach sich zog, unter dem lauten Klang der Hörner und der Fanfaren der Jagdmusik. Das flüchtige Wild führte die Jagd kreuz und quer einen langen Weg, bis es endlich von den Hunden gestellt und erlegt ward. Eine Dame war die kühne glückliche Jägerin, von deren zarter Hand das Tier einen raschen Tod starb.

Die zweite Szene der Jagd war weniger glücklich; denn das rasche Wildschwein, dem sie galt, entkam endlich in das Gebirge, nachdem es Hunde und Reiter einen weiten, vergeblichen Weg umhergeführt. Das glänzende Jagdmahl fand volle Anerkennung und zeigte in seiner reichen Ausstattung, wie man hier derartige Feste zu begehen weiß. Der Heimzug von der Jagd bildete in der Tat einen großartigen Schluß des Ganzen, und das Fest war von Anfang an bis zum Ende so befriedigend und erheiternd, daß wohl alle Teilnehmer dem schönen Tag noch lange eine freundliche Erinnerung bewahren werden.

MARIE VON MOUCHANOFF-KALERGIS

Lettres

1857—1866

Marie von Mouchanoff-Kalergis stammt aus der Familie des berühmten russischen Staatskanzlers Nesselrode. Die Nesselrode sind alter deutscher Adel, schon seit dem 10. Jahrhundert am Niederrhein bekannt. In dem ehemaligen, von Napoleon geschaffenen Herzogtum Berg, bei Solingen an der Wupper, liegt das Stammhaus der väterlichen Familie.

Der Vater, Graf Friedrich Nesselrode, war gleich seinem Onkel, Graf Wilhelm, russischer Gesandter in Lissabon und Berlin (1724—1810), dessen Sohn Karl, der berühmte russische Staatskanzler und Minister für auswärtige Angelegenheiten in Petersburg (1780—1862), stand als Generallieutenant und Kommandeur der Gendarmerie in Warschau. Dasselbst verheiratete er sich mit der Polin Thecla Natecz von Gorska.

Aus dieser Ehe ist Marie 1823 als einziges Kind hervorgegangen. Sie ist also von Geburt Polin. Die Eltern trennten sich später. Die Mutter siedelte nach Paris über, wo sie 1848 an der gleichen Krankheit, wie später die Tochter, gestorben ist.

Marie wurde Pflgetochter des russischen Staatskanzlers. Mit zehn Jahren kam sie nach Petersburg in das Haus ihres Onkels. Mit den beiden Nichten Helene und Marie wurde sie erzogen, von denen die eine später den russischen Diplomaten Chreptowitsch heiratete — der in Baden-Baden nachmals Schloß Seelach bewohnte und mit seiner Gattin auf dem alten Lichtenthaler Friedhof begraben liegt —, die andere den sächsischen Gesandten von Seebach in Paris — der sich bekanntlich auf Fürsprache Maries für die Rückkehr Wagners aus dem Exil erfolgreich einsetzte.

Mit sechzehn Jahren wurde Marie an den zehn Jahre älteren Gubernalsekretär Johann von Kalergis verheiratet. Kalergis war ein Grieche von Geburt und direkter Nachkomme der einstigen Besitzer des Palazzo Vendramin in Venedig, in dem später Richard Wagner gestorben ist. Der Gatte war ebenso klein und häßlich wie reich und großzügig.

Die Trauung fand 1839 in St. Petersburg statt. Doch dauerte das „Glück“ der Ehe nur wenige Monate. Die Gatten reisten nach London. Von der krankhaften Eifersucht des häßlichen Mannes verfolgt, reiste Marie nach Baden-Baden ab — es war wohl ihr erster hiesiger Aufenthalt — und später nach Petersburg zurück, wo sie die Scheidung einleitete.

Nun reiste sie in ganz Europa herum. Bis zur Verheiratung ihrer Tochter, die aus dieser kurzen Ehe hervorgegangen war, weilte sie am liebsten im Winter in Paris, wo sie in der rue d'Anjou Nr. 6 ein großes Haus führte, und im Sommer in Baden-Baden.

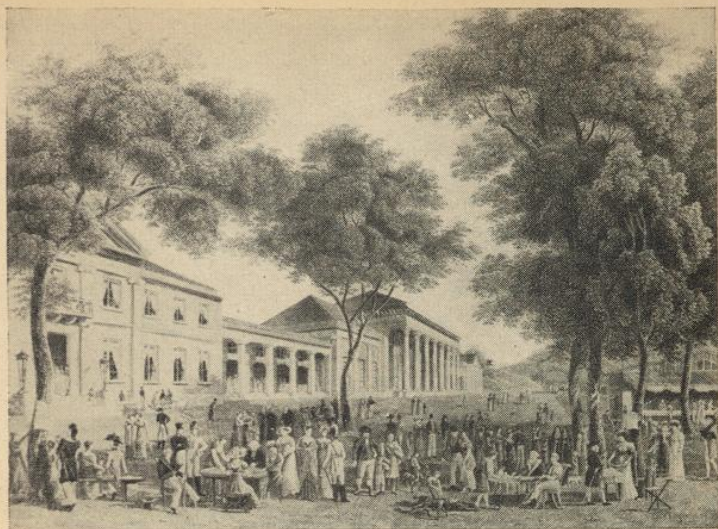
Ihre große Begabung für Musik brachte sie schon früh mit ihrem Landsmann Chopin und später mit Wagner und Liszt in Berührung. Sie wurde Schülerin Chopins. Der polnische Komponist schreibt am Weihnachtstage 1847 an seine Schwester nach Warschau: „Ich gebe Mad. Kalergis Stunden. Sie spielt in Wahrheit bewunderungswürdig und hat in jeder Beziehung ungeheuren Erfolg in der großen Pariser Welt.“ Und Hans von Bülow, der 1856 in Baden-Baden mit Madame Kalergis gespielt hat, bezeichnete sie als „die beste Chopinspielerin“, die er kenne.

Als Marie von Kalergis anfangs der 60er Jahre eine zweite Ehe mit einem Russen namens Mouchanoff einging, baute sie sich eine Villa, die in der Nähe des heutigen Hotels Stephanie stand. Auch diese Ehe war wenig glücklich.

Im Jahre 1874 ist die Rast- und Ruhelose gestorben.

Die meisten dieser biographischen Daten verdanken wir der vorzüglichen Einleitung, die La Mara zu den Briefen der Mutter an ihre Tochter geschrieben hat: *Marie von Mouchanoff-Kalergis in Briefen an ihre Tochter* (2. Auflage, Leipzig 1911).

Die Briefe, durchweg französisch geschrieben, umfassen den Zeitraum nahezu eines Vierteljahrhunderts, vom Beginn der fünfziger Jahre bis zum Tode. Sie atmen ebenso sehr das tiefe Gefühl — allerdings nicht das Muttergefühl — wie den großen europäischen Horizont dieser merkwürdigen und bedeutsamen Frau, so daß sie ohne Zweifel über die private Sphäre hinausgehend ein zeitgeschichtliches Dokument von Rang darstellen.



Das Neue Gesellschaftshaus. Nach C. Frommel

An die Tochter

Baden, Herbst 1857

... Meine Gesundheit ist ausgezeichnet und ich genieße mein liebes Baden. Das Wetter ist herrlich, die Gesellschaft recht angenehm. Mein Onkel hat 15 Tage bei uns verbracht, vergnügt, gutmütig und liebenswürdig wie immer. Ich habe einen reizenden musikalischen Abend mit Wieniawski für ihn veranstaltet, der heute der erste Virtuose der Welt ist. Er ist ein geniales Talent in der Art Liszts. Seine 22 Jahre versprechen ihm eine glänzende Zukunft. Wir haben zusammen Trios gespielt, das Quartett von Schumann und schließlich die berühmten Variationen von Beethoven, die er in wunderbarer Weise interpretiert.

Dein Glück ist der Grund meiner Heiterkeit, ich bin ruhig und halte mich wieder ans Leben. Die Musik, meine Studien und die Freundschaft machen mein Dasein erträglich, vor allem, wenn ich mich dabei auch den Notleidenden nützlich machen kann.

Mehr verlange ich nicht, das Glück ist nicht für mich geschaffen und es ist mir lieber, wenn mein Anteil dem Deinen zugefügt wird, wenn

das möglich ist. Kaiser Napoleon kommt Freitag für einige Stunden. Herr Duchâtel schreibt mir aus Italien, daß Euer Erzherzog dort sehr beliebt sei und gerecht und liberal regiere. Die Vorgänge in Indien betrüben mich.

Gott möge Dich schützen und segnen. Erzähle mir alle Leiden Deines Herzens, ich bitte Dich darum. Tausend Grüße an alle die Deinen.

An die Tochter

Baden, Herbst 1857

. . Ende nächster Woche will ich von Baden abreisen. Unsere kleine Sippschaft hält noch zusammen. Das schöne Wetter und eine Komödie, die von Marie Seebach und Marie Stolyphine bei der Großherzogin Helene aufgeführt werden soll, verzögert die Abreise der Fortstrebenden. Vorgestern hat Herr Abaza, der Hofmeister S. A. J. 50 000 Franken beim Trente et Quarante gewonnen, die er nicht brauchte, und hat uns damit einen glänzenden Ball gegeben. Deine Mutter (o Graus!) tanzte bis sechs Uhr morgens mit viel Erfolg. Man sagte sogar, ich hätte meine ganze Umwelt verdunkelt, aber glaube das nicht! Die Großherzogin Helene veranstaltet hervorragende Konzerte, sie hat die Künstler in der Villa Friesenberg untergebracht, wo unvergleichliche Matinees stattfinden. Ich war ein paarmal so aufgelöst dabei, daß es meinen Nerven schadete . .

Fürstin Luise wird Dir mein Bild bringen, das man allgemein sehr ähnlich und — scheußlich findet.

Ich umarme Dich tausendmal, schreib mir noch nach Baden.

An die Tochter

Baden, Spätherbst 1857

. . Graf Göltz war mit der Prinzessin von Preußen hier. Wir gaben ihm ein schönes Essen und anschließend einen kleinen Ball, auf dem ich mit meiner Mazurka glänzte. Die Großherzogin wird, o je! vier Wochen hier verbringen. Doch werden wir dadurch einige Künstler hier haben: Rubinstein und den göttlichen Wieniavsky. Meine Vettern machen viele Landpartien. Neulich machte ich den Versuch, mit auf die Jagd zu gehen, doch habe ich Kopfweh davon bekommen und eine Abneigung gegen das Ausgehen bei Sonne am Tage davon zurückbehalten. Wir tragen noch Kleider und Hüte vom Juli. Nichts ist einem kühl genug, die ganze Jahreszeit ist eine Ausnahme. In Petersburg hat es schon geschneit und gefroren.

An die Tochter

Baden, 2. September 1858

. . Wir hatten gestern eine hübsche Vorstellung hier zu Gunsten eines abgebrannten Dorfes; das Programm lege ich bei. In wenigen Tagen wird der Prolog in Versen von M. de Méry in den französischen Zeitungen erscheinen. Sieh zu, daß Du ihn zu lesen bekommst, er wird Dir Freude machen. Im übrigen bin ich sehr gern hier, wo ich eine angenehme, friedliche Gesellschaft mit großem Zusammenhalt habe, voller „Gemüthlichkeit“, die Herzogin von Istrien, ihre Schwester und Mutter, eine reizende italienische Familie, Herzog und Herzogin Gallo, hie und da Freundesbesuche, literarische Veranstaltungen etc.

Léonide Mentchikoff hat ein kleines Chalet in der Lichtenthaler Allee gemietet — ich möchte bald ihrem Beispiel folgen. Dieses Tal ist der einzige Ort auf der Welt, den ich wirklich liebe und in dem ich mich „in der Heimath“ fühle. Ich mache Fortschritte in der Musik, und im Winter hoffe ich mich der Komposition widmen zu können. Mit der Lektüre geht es weniger gut . .

An die Tochter

Baden, 10. September 1864

. . Hier wurden wir mit großer Herzlichkeit, ja Überschwenglichkeit empfangen. Das Haus ist reizend, natürlich klein im Vergleich zu den aristokratischen Massen in Ottensheim, doch für Baden vollauf genügend. Da die Rennen vorbei sind, gehen die meisten Leute weg, und nur die gute Gesellschaft bleibt zurück. Mad. Viardot und Mad. Schumann als Künstlerinnen . . Man treibt viel Musik bei den Flemings und Bismarck unterhält sich zu gern über Österreich. Seine Anschauungen würden Euch zusagen. Ich fragte ihn, ob er Schleswig-Holstein behalten wolle. „Ich werde den Rat geben“, antwortete er, „aber der König möchte nichts davon hören“. Seine Größe nimmt ihm nichts von seinem munteren Schwung und seiner gewohnten Lässigkeit. Er ist ein sehr angenehmer Gesellschafter, aber für mich zu anti-konstitutionell . .

An die Tochter

Montag morgen, 12. Oktober 1864, Baden

Liebe Marie, ich muß Dir Rechenschaft ablegen über alles, was in Baden vorkam, oder besser, über alles, was durch Baden durchkam in der letzten Zeit. Zuerst die Kaiserin Eugenie, von der Groß und

Klein entzückt war. Würde, Grazie, ausgesuchte Höflichkeit, Einfachheit der Kleidung und des Benehmens, dabei ihre unveränderliche Schönheit, die sie zu dieser hohen Bestimmung führte, das sind die Wurzeln des großen Erfolges, den sie in Schwalbach und hier hatte. Sie kam in Begleitung der Damen Labédoyère und der Poïze, geborene La Rochelambert — diese sind in Berlin sehr beliebt, denn sie wurden dort erzogen und sprechen deshalb auch fließend Deutsch — von einer Vorleserin Mademoiselle Bouvert — Tochter des Vizeadmirals und schön wie der junge Tag — von Herrn Jurieu de la Gravière und ihrem Stallmeister, dem Grafen Cossé-Brissac. Sie kam incognito an und reiste im kaiserlichen Zug, einem Meisterwerk der Kunst und des Geschmacks, wieder ab. Ich brachte sie zum Bahnhof, um sie meiner Dankbarkeit für das gleichbleibende Interesse, das ihr Gatte mir entgegenbringt, zu versichern. Die Großherzogin Marie traf zwei Tage später ein, ebenso der König von Belgien, der so jung als weise ist, und jetzt haben wir alle Augenblicke königliche oder herzogliche Abende.

Im Haus gibt es jeden Tag Improvements. Was Franz auch sagen mag, ich finde es amüsant und praktisch, sich erst nach und nach einzurichten. So kann man besser für Harmonie und Bequemlichkeit sorgen. Meine Fahrten nach Karlsruhe sind mir fast zur täglichen Gewohnheit geworden. Wenn ich ebensoviele Goldstangen bekäme, als ich in diesen zwei Wochen Eisenbahnfahrten gemacht habe zum Empfang und zum Abschied, hättest Du längst ein Diadem. Ich schlage kein Buch mehr auf, sondern betrachte diesen Oktober als einen Karneval im Freien, nach dessen Beendigung ich Muße haben werde, die Reste meines Gehirns wieder in Ordnung zu bringen. Heute Abend gibt meine Nachbarin, Mad. Béhague, allen Majestäten ein Fest mit Musik und lebenden Bildern.

Ich glaube, was den Ehrgeiz betrifft, habe ich diesmal Pech. Für meine Person, d. h. für die meines Mannes mache ich mir keine Gedanken darüber. Wir kultivieren die Ergebenheit ins Unglück — es ist etwas unfruchtbar —, doch der Winter in Baden entschädigt mich für alles. Ich bin so glücklich darüber, daß ich in dem geliebten Haus und dem geliebten Tal bleiben kann . .

An die Tochter

Mittwoch Abend, ich glaube der 16. Nov.

Liebe, angebetete Marie, Pauline Metternich hat 24 Stunden unter meinem Dach verbracht und war mir sehr freundschaftlich zugetan, reizend und anmutig wie immer, die verführerischste aller Frauen. Ihre ins Auge fallenden Eigenschaften blenden so stark, daß man oft vergißt, von ihren echten Gaben zu sprechen. Ich für meinen Teil schätze sie in jeder Hinsicht. Sie genießt die Anbetung ihrer Umgebung, ist eine gute Mutter, ihrem Gatten ergeben, leutselig, wohlwollend und treu in ihren Freundschaften. Wir hatten es so eingerichtet, daß wir zusammen zum Diner bei den Pourtalès zwischen Kehl und Straßburg fahren konnten, als eine Einladung des Großherzogs mich wider meinen Willen zwang, die Richtung zu wechseln. Ich vollbrachte ein wahres „Kunststück“ an Pünktlichkeit. Nachdem ich Pauline 2.55 Uhr an die Bahn gebracht hatte, ging ich wieder nach Hause, um mich von Kopf bis zu Fuß umzukleiden, Décolletée, kurze Ärmel, Frisur, mein altes rotes Samtkleid, und um 3.40 saß ich wieder im Zug, der Kälte und Verwunderung der andern Fahrgäste zum trotz. Im übrigen war es ein schöner Abend. Man behielt mich von 5 Uhr bis Mitternacht dort mit einer Stunde Pause, in der Roggenbach zu mir kam, um eine Zigarre zu rauchen. Ich spielte auf einem ganz idealen Erard 18 Stücke und versetzte die großherzogliche Familie derart in Entzücken, daß ich am nächsten Morgen einen Dankesbrief dafür bekam.

Mein Vater kam ganz vergnügt und aufgemöbelt von seinem Straßburger Aufenthalt zurück. Er war sehr froh, wieder einmal das Schauspiel besuchen zu können. Da er aber in drei Tagen 800 Franken ausgegeben hat, erscheint ihm die Reise nach Paris zu kostspielig, und er wird bescheiden den Weg nach Dresden einschlagen. Dieser Brief wurde ein paar Stunden unterbrochen. Da ich fast immer nach dem Aufstehen schreibe, ist es auch gerade die Stunde, in der die Post gebracht wird. Heute früh kam ein Verzweiflungsschrei Serges, dem Petersburg noch mehr Antipathie als mir einflößt. Ich habe so viele interessante Bücher daliegen, daß ich die Morgenstunden vervielfachen möchte. Wenn ich zwischen acht und neun mit meiner Toilette fertig bin und wieder in mein Schlafzimmer trete, in dem unterdessen ein hübsches Feuerchen brennt, genieße ich die Gefühle eines glücklichen Besitzers in vollen Zügen. Ich gönne mir dann eine

Stunde Lektüre bei Tee und Zigaretten. Dann fange ich an zu schreiben, so daß die Ankunft der Post und des täglichen Briefes meines Mannes mich am Schreibtisch finden und ich ihm, wenn nötig, gleich antworten kann, bevor ich den Brief an ihn schließe. Dann besuche ich meinen Vater und mache die Runde durchs Haus. Ich stelle die Möbel um, überwache das Staubwischen und sehe nach, ob das Einreißen der Wand, das meinen Salon im Erdgeschoß um das Doppelte vergrößern soll, weitere Fortschritte macht und einigermaßen richtig angepackt wird. Dann kommt das zweite Frühstück, und dann wechseln die Beschäftigungen ad libitum.

22. August, Baden 1866

. . . Mad. Viardot hatte gestern mir zu Ehren etwas Musik arrangiert. Sie war wunderbar, wie in ihren besten Tagen. Unter anderem sprach sie den „Doppelgänger“ von Schubert in so eindringlicher Weise, daß wir alle schluchzten und weinten. Brahms will einen Monat hier verbringen, bevor er nach Wien geht. Ich hatte ihn gestern zum Essen da. Er ist eine durch seine angeborene ursprüngliche Einfachheit interessante Natur. In anderer Weise als Wagner ist er der erste Komponist unsrer Zeit. Sobald ich wieder etwas bei Kräften bin, werde ich seine Musik studieren, denn ich verzeihe es mir nicht, daß ich es zehn Jahre versäumt habe, mich mit ihr bekannt zu machen . .

JOSEPH MÉRY

Nuits de Bade

1858

War Hector Berlioz der Hofmusiker der Bénazets, so kann man füglich Joseph Méry so etwas wie ihren Hofpoeten nennen. Beide ragen weit über den Durchschnitt der zahlreichen Musiker und Literaten hinaus, die mittelbar oder unmittelbar für die "Rois de Bade" tätig waren.

Joseph Méry (1798—1866) ist in der Nähe von Marseille geboren und verrät in seinem literarischen Habitus die reiche Pracht und volle Glut des Südfrauzosen, der sich in der Pariser Atmosphäre zum Satiriker und Komödienschreiber entfaltet, ohne dabei den Hang zum Phantastischen und Fabelhaften zu verdecken oder gar zu verlieren.

Er liebt Deutschland und die deutsche Romantik wie kaum ein zweiter französischer Dichter, und ein großer Teil seines Oeuvre dient dem Gedanken, über den Rhein hinweg die Brücke zwischen den beiden Nationen zu schlagen. In der *Hymne du Rhin*, im *Grand Concert International* des Jahres 1865 mit der Musik von Ernest Reyer zu Baden-Baden uraufgeführt, wird sein heißes Bemühen um die gegenseitige Verständigung zur rhapsodischen Verklärung. Mit diesem Hymnus ist er gleichsam zu Grabe gegangen.

Méry hat schaurige Balladen vom Alten Schloß und elegante Novellen von träumerischen Schlössern des Barock und Rokoko geschrieben. In der *Illustration de Bade* befindet sich fast in jeder Nummer ein Gedicht, ein Bericht oder die Fortsetzung einer Novelle. Mag man schon da oder dort von „Gebrauchskunst“ sprechen, ein „Spielbankhandlanger“ war Méry bestimmt nicht.

Der lothringische Dichter Alfred Pellon hat Méry in kongenialer Weise bearbeitet und eingedeutscht: neben Dichtungen die Novellen *Le Chateau de la Favorite et la Princesse Sibylle*, *Les sept Cascades*, *Le Chateau de Louisbourg et ses Mystères* und die *Nuits de Bade*. Der Verfasser hat in seinem Buch *Baden-Baden im Zeitalter der Romantik* diesem französischen Romantiker eine kleine Portraitstudie gewidmet.

Deutlicher als alle Worte sprechen jedoch die beiden Bilder, die der

Illustration de Bade entnommen sind: der weltverlorene träumerische Blick des Romantikers und die pathetische Karikatur des Satirikers. In den nachfolgenden *Nuits de Bade* — einem kleinen Seitenstück zu den *Nuits de Londres* — sind beide Elemente seines Wesens in beinahe grotesker Art vereinigt. Der Komet des Donati geht nicht im Weltall unter, er begibt sich in Gestalt eines Mädchens in die Lichtenthaler Allee und wird so aus einem kosmischen Nebelgebilde zu ganz realer Wirklichkeit.

Oh, diese Herbstnächte im Jahre 1858 zu Baden-Baden! Niemals zuvor gab der Himmel solche Nächte! Niemals zuvor sahen die Zeichendeuter, diese sonnentrunkenen Wanderer, solche Firmamente, magisch, orienthaft beleuchtet durch den Kometen des Donati, jenes himmlische Phänomen, das aufleuchtete und verschwand. Keine Worte vermögen, keine Farben, die Herrlichkeit solcher Nächte zu schildern, die niemals wiederkehren. Wie sagenumwobene Sonnenuntergänge waren sie, vergoldet von einem unbekannten Licht. Das Bild des Wagens schien seine sieben Trabanten neu versilbert zu haben. Zum erstenmal ließ Orion seine nebulösen Massen flimmern. Der schöne Stern des kleinen Bären hob sich von einem perlgrauen Hintergrund ab, und inmitten dieser Herrlichkeit thronte majestätisch der Komet des Donati mit seinem goldenen Flammenschweif. Zur Stunde, wo man sich in Baden-Baden zu Bette legt, um Mitternacht, standen wir auf, mein Freund Vivier und ich, um der Königin des Himmels unsere Huldigung darzubringen. Vivier vergaß einen Augenblick Geist zu haben, er begann ernst und würdig zu werden wie ein deutscher Gelehrter. Die Magie der Nächte machte ihn zum Grübler. Allerhand Fragen stellte er an die Sphinx der Unendlichkeit, aber keine Antwort kam. Um der Anfechtung dieses erschütternden Rätsels zu entgehen, nahm der große Künstler zuweilen sein Instrument und blies der himmlischen Erscheinung eine Serenade, die ihrer würdig war. Niemals war ein Konzertsaal so würdig, so erhaben und widerhallte so freudig und so dankbar von den Melodien seines verwunschenen Waldhornes. Strahlend war die Landschaft. Die Durchsichtigkeit der Nacht ge-

stattete alles klar zu sehen an diesem märchenhaften Horizont. Der strahlende Mittag konnte den Augen nicht gefälliger sein.

Die Ruinen des Alten Schlosses, die Stadt, die Konturen des Merkur erheben sich im leuchtenden Relief, umrahmt von glitzernden Tannenzwipfeln. Bis zu den weiten sternbeglänzten Bergen dehnte sich der Blick.

Wie ein Meer aus fernen leuchtenden Ländern erklang das Waldhorn. Wie Engelstimmen sangen die Echos. Es war wie wenn Berge, Täler, Wasserfälle eine Traum-Sinfonie anstimmten, einen Hymnus auf das wandelnde Gestirn, auf die Herrscherin der Nacht.

Ein junger Mann stand neben uns. Das himmlische Wesen hatte auch ihn verzaubert. Wir sahen uns an und hatten sogleich Sympathie füreinander. Man hatte sich an der gleichen Philosophie erkannt, fühlte sich Freund, noch ehe man gegenseitig etwas so Äußerliches wie den Namen wußte.

F., um den Namen seiner Familie nicht zu nennen, war aus Berlin. Ein ferner Nachkomme des illustren Alexander von Humboldt. Er war vierundzwanzig Jahre, aber man hätte ihm nur achtzehn gegeben, so jugendlich wirkte er, fast kindlich.

Wir lagerten bei der Ruine Burg Eberstein.

Qualis nox! Dii, deaeque! hätte ein lateinischer Poet ausgerufen. Es war, als ob noch Millionen Sterne mehr als sonst aufgefahren seien, als ob der Komet des Donati das Personal seines leuchtenden Zuges noch vermehrt habe, um dem Nachkommen Alexander von Humboldt eine Freude zu machen.

Vivier entlockte seinem Waldhorn aufs neue Melodien, welche Rossini für den Kometen komponiert zu haben schien. Melodien, die Paris noch nicht kannte!

Ekstatisch lauschte der junge Deutsche den gedämpften Tönen, während seine Augen auf das lichtdurchglühnte Firmament starrten. Und als die letzte Note verklungen war, drückte F. dem französischen Waldhornbläser die Hände. Es war mehr als ein stummer Dank. Dann machte er uns in seiner Naivität mit einigen vertraulichen Dingen bekannt, die einen Mann seiner Art in Paris zweifellos in eine Nervenheilanstalt gebracht haben würden. Er war durch den Kometen von einer unwiderstehlichen Leidenschaft ergriffen. Seine Einbildungskraft, durch Mystizismus, Astronomie und kosmische Dich-

tung genährt, hatte seine Seele hingeleitet zu jenen fernen übersinnlichen Welten, so daß unter seinen Füßen unser kleiner Erdenplanet zu einem winzigen Staubkern herabsank.

Kurz, der arme F. war grenzenlos verliebt in das Gestirn Donatis. Solche platonische Leidenschaft gab seinem jugendlichen Herzen ein unbeschreibliches Glück.

Zu der Stunde, als die schöne Himmels-Sultanin aufstand, um sich der Erde zu zeigen, saß F. auf einem Felsenblock, von wo er sie auftauchen sah auf einem Streifen Unendlichkeit wie eine Braut, die zu ihrem Bräutigam kommt.

Er sprach seltsame Worte zu ihr, und er glaubte ihre Antworten zu vernehmen in den Harmonien der Wälder, der Täler und Wasserfälle. Und immer steigerte sich seine Ekstase im Angesicht der Himmelserscheinung.

Immer hat deutsches Gemüt etwas Ehrfurchterweckendes. Darüber vermag nur ein Spießbürger zu lächeln. Das ist zum Glück nicht jeder. Der Materialismus ist der Leidenschaft gegenüber im Unrecht, und zwei mal zwei ist immer fünf in der Rechnung glücklicher Phantasten.

Wären alle Menschen Verstandeswesen, so hätten wir nicht die Iliade, nicht Dantes göttliche Komödie, hätten wir nicht die Mythologie von Midsummer des greisen englischen Poeten und nicht den Faust von Goethe, dieses Frankfurter Homers. Das Studium des Humboldtschen *Kosmos* setzt eine starke und bejahende Einbildungskraft voraus, vor der es den Materialisten graut.

Ist man aber dem Astronomen bei seinen Sternenwanderungen des Unendlichen gefolgt, hat man seinen Katalog der Reichtümer Gottes durchblättert, jenes himmlische Inventar, diese Legionen doppelter Sonnen, die endlosen Perspektiven der Milchstraße, die grenzenlosen Weltwirbel, in Kreisen rollend, die keinen Umfang haben, vermag man sich das alles vorzustellen, so wird es schwer mit Vernunft zu kommen. Man fühlt, wie die Stirne schmerzt unter dem Druck des Rätsels, das aus den Tiefen des Himmels steigt.

Das alles erklärt die schier unmögliche und überirdische Leidenschaft von F., dem Nachkommen Alexander von Humboldts.

Vivier verließ uns, um nach Paris zu reisen. Ich blieb zurück

mit den übersinnlichen Vertraulichkeiten meines jungen deutschen Freundes.

Leider nahte bald das Ende unserer nächtlichen Zusammenkünfte mit der himmlischen Erscheinung. Sie gab ihre letzten Vorstellungen wie ein Bühnenstern vor dem Urlaub. Einmal, in einer Nacht, trug der Himmel ein schwarzes Kleid wie ein Witwer. Der Komet war verschwunden.

„Ich werde es nicht überleben“, sagte F.

Wir saßen an der Brückenwand des Englischen Hofes.

„Sie haben in Heidelberg Philosophie studiert“, meinte ich. „Setzen Sie Ihr Studium in die Tat um, seien Sie ein Philosoph und trösten Sie sich.“

„O“, erwiderte er, „Sie können die Leere nicht ermessen, die sich um mich ausbreitet. Nichts mehr gibt mir diese Welt: keine Sonne, keine Sterne, keinen Himmel! Wie soll es da noch eine Erde geben! Einmal hatte ich das unbeschreibliche Glück, das Nichts zu erblicken. Mein Wunsch ist erfüllt, und ich sehe, das Nichts ist der Tod.“ Mit finsternen Blicken betrachtete er das Wasser, das mit den Steinen spielte. Es beschäftigte ihn ohne Zweifel der Gedanke an den Selbstmord. Doch die kleinen Wellen der Oos fließen dahin zur Freude der Menschen. Sie mahnen den Glücklichen des Tages zur Bejahung des Lebens.

Ganz plötzlich hatte ich ein Heilmittel für meinen Kranken entdeckt. Eine Freude erfaßte mich, wie sie ein Arzt hat, wenn er dem Patienten seines Kollegen das Leben rettet. Ich klopfte meinem jungen Freund auf die Schulter.

„Gestatten Sie mir eine indiskrete Frage?“

„Bitte.“

„Sind Sie reich?“

„Ich habe dieses Unglück!“ erwiderte er mit der Miene eines Bettlers, der um ein Almosen fleht. Und er fügte hinzu:

„Welche seltsame Frage richten Sie an mich. Wäre ich arm, dann würde ich gegen die materiellen Bedürfnisse des Lebens anzukämpfen haben. Wäre ich arm, so stünde ich allmorgendlich auf mit dem Gedanken, mein Brot zu verdienen. Ach, die Armen kennen ihr Glück nicht! Sie sind nicht besessen von der Suche nach dem Rätsel, nicht angefressen von der Sphinx des Lebens. Sie zerbrechen sich

nicht die Stirne am Gewölbe des Himmels, sie wandern nicht auf den Wegen der Unendlichkeit, verlassen nicht die Erde, auf der sie ihr Brot mit ihrem Schweiße verdienen. Und wenn sie ihre Arbeit getan haben, dann beten sie zu Gott, legen sich schlafen und träumen goldene Träume. Alles würde ich hingeben, wenn ich ein Arbeiter oder ein Bauer sein könnte, doch sehen Sie sich meine armen kleinen Hände an — nur um Handschuhe zu tragen, sind sie gut genug.“

„Trotzdem kann Ihnen Ihr Reichtum von Nutzen sein“, entgegnete ich.

„Ich möchte wissen, wozu.“

„Fahren Sie nach Le Havre oder nach Antwerpen, in eine andere Hemisphäre, und Sie finden dort . .“

„Was ich verlor?“ unterbrach mich F. „O nein, mein Herr! Niemals! Ihr Mittel ist schlecht. Ich kenne wie Sie den Lauf des Kometen Donati. Wollte ich ihm nach Indien folgen, so würde mir das göttliche Sternbild nicht dasselbe bedeuten wie hier in Baden. Es wäre nicht dieselbe Erscheinung, denn andere Konstellationen würden es umgeben. Es hätte das südliche Kreuz auf dem Kopfe, wäre mir gewissermaßen untreu geworden. Noch mehr: die Verschiedenheit der Entfernung, das atmosphärische Milieu, der Glanz der indischen Konstellationen, das alles muß das Bild der schönen Stern-Sultanin verändern, ihren Silberschweif, ihr Haar, ihre Grazie, ihre ruhige Majestät. Eine so weite Reise zu unternehmen, um eine Enttäuschung zu erleben, wäre Wahnsinn. Nein, nein, ich bleibe in Europa.“

Darauf war nichts zu erwidern.

Dann habe ich F. zwei oder drei Tage nicht mehr gesehen.

Immer gelber färbten sich die Blätter. Die Tage waren sonnig und schön, doch die Nächte wurden frisch.

Ein großes Ereignis hatte sich begeben. Es geschah, daß eine schwedische Familie nach Baden-Baden kam, eine jener nordischen Familien, welche aus vielen Köpfen bestand: aus fünf Knaben zwischen zehn und sechzehn Jahren, sechs Mädchen, drei Neffen, zwei Nichten, einer Kammerzofe und einer Freundin der Mutter.

Alle diese Leute trugen Trauer für den Vater, der vor vierzehn Monden gestorben war. Nur eine der Nichten, die nicht so lange in

schwarzer Robe gehen wollte, trug ein weißes Kleid. Edith nannte man sie.

In dem Lande, wo die Sonne so lange durch ihre Abwesenheit glänzt, hat die gute Mutter Natur die Schönheit der Frauen begünstigt. Diese Schönheit trägt einen Charakter, den man selten im Süden findet. Sie strahlt auf einem Engels Gesicht, umrahmt von goldflammenden Haaren, beleuchtet von den Augen eines Cherubim. Nicht von dieser Welt scheint solche Schönheit. Sie zeigt sich nicht — sie offenbart sich. Da wird man versucht, über die weiße Stirn hinauf zu schauen, über der man eine Gloriole zu erblicken glaubt.

Diese schwachen Zeilen vermögen nur ein sehr verschwommenes Bild zu geben von der Schönheit Ediths, der jungen Schwedin, die schon im letzten Herbst mit ihrer Tante in Baden war. Und die Fama wollte wissen, daß ihre kluge Verwandte mit dem schönen Mädchen reiste, um es vorteilhaft unter die Haube zu bringen, was umso schwieriger erschien, als sie keinen Gulden besaß. Im übrigen sind solche Gerüchte weder verleumderisch, noch entspringen sie der Schmähsucht; sie offenbaren ganz unschuldsvoll eine landläufige Tatsache, weil nun einmal die hübschen Mädchen geboren werden, um sich zu verheiraten, im Norden wie im Süden.

F. war im Begriff, Baden-Baden zu verlassen, d. h. er traf die Vorbereitungen zur Abreise. Da sein Diener beauftragt war, sich um alles zu kümmern, so wußte der junge Mann nichts mit der Zeit zu beginnen.

Den langweiligen Vergnügungen der Gesellschaft abgeneigt, irrte er umher, dem Tag und der grellen Helligkeit ausweichend. Er machte sich künstliche Sonnenuntergänge am hellen Mittag in den dunkeln Baumalleen Lichtenthals, in diesem Korridor uralter Bäume, dieser Avenue des Schattens und der Sonne.

Das Sinken der Nacht brachte ihm einige Erleichterung, wenn der Herbst seine herbe Melancholie auf die vergoldeten Töne der Bäume goß, auf die Wolkenfetzen, die am rotgelben Himmel hingen.

An einem solchen Abend stand F. bei dem kleinen Brunnen in Lichtenthal. Mit Entzücken verfolgte er die Abstufungen der orangeroten Farbengluten auf den Gipfeln der Eichen. Die Blätter zitterten, obwohl kein Windhauch sie berührte. Die Luft war schwer, als ob ein

Gewitter drohe. Nur der kleine Brunnen, das Rauschen der Oos unterbrachen die Stille.

Ganz plötzlich und unerwartet erhob sich vom Schwarzwald her ein Wind. Er raste über die Täler, tobte sich in den Baumalleen aus, ein Wirbel, vergleichbar dem Lärm schäumender Ozeanwogen.

Diese Unordnung der Natur war für F. ein wahres Fest. Er lächelte, als ob er von Schubert eine Melodie hörte.

Im selben Augenblick war die einsame Allee bevölkert durch die Invasion einer zahlreichen Familie, die sich beeilte, das nahegelegene Hotel zu erreichen. Es war die Familie, welche ich bereits geschildert habe, die schwedische Familie, die Familie in Trauer.

F. rückte abseits, um die Kinder vorbeikommen zu lassen, sowie die jungen Mädchen. Nur schwarze Kleider und Roben sah er, in eins verschwimmend. Aber eine Konstellation von himmlischen Gesichtern und goldenen Haarschöpfen beleuchtete diese Trauer, und das machte ihn glücklich. Er glaubte einen Fetzen des Firmaments um Mitternacht zu erblicken, beleuchtet vom großen Bären.

Da — ein heftiger Windstoß schüttelte die Eichen. Einer feurigen Lohe vergleichbar flackerte im Wind das blondgelockte Haar des schönen Mädchens.

Wie ein Meteor eilte sie an F. vorbei, der die Hände zum Himmel hob und die Spuren der strahlenden Konstellation verfolgte.

Nacht war herabgesunken auf grüne Rasenflächen. Im nebeligen Dämmer erstrahlte das flammende Goldhaar Ediths. Es schien das Dunkel zu erleuchten und dem Nachkommen Alexander von Humboldts den Weg zu weisen.

Es ist ganz unmöglich, die Gedanken von F. kalt analysieren zu wollen, der mit klopfendem Herzen dem lebenden und erdenschönen Meteor nacheilte. Tollheit folgte auf Logik. Der Komet Donatis hatte sich inkarniert, er war zu den Sterblichen niedergestiegen, auf die Erde Lichtenthals.

Aber in der Phantasie des jungen F. begannen Zweifel aufzusteigen, als er die strahlende Himmelserscheinung ihre Haare ordnen sah, als er sah, wie sie sich seelenruhig auf die Terrasse des Weberschen Restaurants niedersetzte, um mit sehr prosaischem Appetit zu soupieren. Doch um alles in der Welt hätte der junge Träumer nicht auf die Idee der Inkarnation verzichtet.



*Grande Salle de Bals et Concerts. Nach Sonderland.
Mitte des 19. Jahrhunderts.*

Wer vermöchte die Mysterien dieser Welt zu ergründen? so dachte er, als er auch seinerseits Miene machte, scheinbar ein Souper zu bestellen. Nur ein kurzer Abstand trennte den jungen Astronomen von Edith. Wie eine gewöhnliche Sterbliche begann das Himmelsbild eine Speisenfolge zusammenzustellen.

„Dasselbe Menü!“ rief F. dem Kellner zu.

Einen Kellner vermag nichts in Erstaunen zu setzen. Er verbeugte sich und verschwand hinter den Orangenbäumen.

Aber die himmlische Schöne hatte die Bestellung des Nachbarn vernommen. Sie sandte ihm einen jener Blicke, welche die Frauen erfunden haben — nur die Synthese eines Blickes — und schon hatte sie alles gesehen: Gesicht, Garderobe, Haltung, Würde und das ungefähre Alter. Die Beurteilung war für F. günstig.

Beim Dessert dominierte über den Tumult der Terrasse eine Stimme: „Ziehen wir uns an für den Ball!“

Zu dieser Nachtstunde verfolgte F. mit sehnenden Augen das Mädchen, und die Gaslaternen wurden ihm zu Sternen.

Der Ball hatte in den schönsten Salons der Welt die Welt der schönsten Salons vereinigt. Der ganze Kontinent war bei der Quadrille vertreten.

F., nach dem letzten Geschmack des Tages gekleidet, trat in einen Wirbel von Gazestoffen, Spitzen, Diamanten und Blumen. Seine Augen suchten den Stern von Lichtental. Aber er sah nur neue und unbekannte Trabanten.

Noch hielt die Trauer die zahlreiche Familie im Hotel zurück. Nur eine Abordnung ging auf den Ball. Bis zehn Uhr hatte Edith mit der Toilette zu tun, genau bis zur Stunde des Auftauchens ihrer Donatistischen Himmels-Rivalin. Endlich erschien sie mit ihrer Schwester unter der Führung eines Fremden, der wie ein Vormund aussah.

Nicht eine Minute verlor F. Er ging auf das Mädchen zu mit jener berechnenden Bestürzung, die der Langsamkeit gleicht, engagierte es zu einem Walzer oder nach seinem Wunsch zur Quadrille.

Der Komet wählte beides.

Man hörte das Flüstern des Vormundes. Doch Edith schien nicht erschüttert, sie wandte sich ihrer Schwester zu und sagte:

„Schon achtzehn Monate habe ich nicht mehr getanzt.“

Ein schüchterner junger Mann wie F. hätte mehr Chancen gehabt, am Himmel den Kometen des Donati zu erreichen, als ein junges Mädchen auf dieser Erde anzusprechen, wäre die Quadrille nicht gewesen. Dank dieser schönen Erfindung, die Mozart vollendete, stand F. in einer Viertelstunde mit dem Mädchen auf einer Art familiären Fußes.

Plaudereien landläufiger Banalitäten füllten die Pausen der Tanzfiguren:

„Der Ballsaal ist herrlich . .“

„Ja, mein Herr . .“

„Selbst in Versailles gibt es nichts Schöneres . .“

„Nein, mein Herr . .“

„Baden ist ein wunderbarer Ort . .“

„Ich kenne diese Stadt kaum, wir kamen erst gestern an.“

Das astronomische Fieber brannte im Kopf des jungen Mannes, und da er aus Erfahrung fürchtete, auch sein zweites Ideal könnte nach Indien entfliehen, forcierte er seine Liebeserklärung am Schluß des Balles:

„Gnädiges Fräulein“, sagte er, „Sie sehen vor sich einen jungen Mann, der nichts kennt von den Gebräuchen der Welt.“

„Sie unterschätzen sich, mein Herr; alles an Ihnen deutet auf einen gut erzogenen Menschen.“

„Nein, Sie werden bald anderer Ansicht sein. Ich bin vierundzwanzig Jahre, gehöre einem adeligen Geschlecht an, besitze ein großes Vermögen . .“

Er hielt an, denn das Wort hatte nicht mehr weiter die Kraft, vom Herzen zu den Lippen zu gelangen.

„O“, lachte Edith, „ich erwarte Ihre Fehler. Fahren Sie fort.“

F. fand etwas Ermutigendes im Tone des jungen Mädchens.

„Meine Fehler werden Ihnen mißfallen“, fuhr er fort. „Ich warne Sie.“

„Wer weiß?“ erwiderte Edith und öffnete ihren Fächer.

„Nun, mein Fräulein, ich liebe Sie und möchte Sie heiraten.“

Edith bewegte den Fächer kokett und lachte:

„Sie kennen mich erst seit einer Stunde und . .“

„O, schon lange kenne ich Sie! Ich schwöre es bei den heiligen Sternen Gottes! Glauben Sie denn, daß ich den Mut haben würde, Ihnen dies Geständnis zu machen, wenn Sie die Bekanntschaft einer Stunde wären? Ich starb fast aus Liebe zu Ihnen. Sie sind der Traum meiner Nächte, das Schicksal meines Lebens. Erbarmen Sie sich meiner Verzweiflung, denn Sie kommen vom Himmel!“

Solche, aus tiefster Überzeugung gesprochenen Worte erschütterten das junge Mädchen. Sie schloß den Fächer. Eben wollte sie antworten, als der Bogen des Geigers grausam den Takt zerschnitt. Die Quadrille war zu Ende.

Edith saß wieder neben der Tante. Diese sagte:

„Ein vornehmer Herr, dein Tänzer! O, der preußische Minister promenierte Arm in Arm mit ihm.“

„Ja“, erwiderte Edith in unbekümmertem Ton, „er ist von uraltem Adel. Wir kennen uns schon lange.“

„Ach nein!“ staunte die Tante, welche schon die Möglichkeit einer Ehe sah. „Er kennt uns schon lange?“ Dabei faßte sie sich an den Kopf. „Laß mich nachdenken . . richtig . . ja . . ich sah ihn in Berlin . . in der vornehmen Welt . . ja . . er ist charmant.“

Aber Edith suchte und grübelte in ihren Erinnerungen, und da sie Interesse daran hatte zu finden, so fand sie.

„Sie haben recht“, erwiderte sie, „es war in Berlin. Und im übrigen, wenn er versichert, daß er uns kennt, muß es wahr sein. Deutscher Adel lügt nie.“

Und das Vorstellungsvermögen kam der Liebe zu Hilfe.

Tante und Nichte waren überzeugt, daß sie und der junge Tänzer alte Bekannte waren, und dieser Glaube war gut. Er rechtfertigte allen Anstand und alle Etikette.

Der alte Vormund wollte noch einige Zweifel anbringen, aber man schickte ihn an das Buffet, um Eis zu holen.

Es ist der einzige Fehler der Bälle in Baden, daß sie um elf Uhr aufhören.

F. verabschiedete sich respektvoll.

Mit einem beinahe familiären Lächeln erwiderte die Tante den Gruß und sagte zu ihrer Nichte:

„Ja, er sprach wahr . . . ich kenne ihn . . . es war in Berlin.“

Als Edith unter den Gaslichtern des Englischen Hofes vorbeiging, wandte sie sich plötzlich um und erblickte ihren Tänzer in einer ekstatischen Pose. Er war dem irdischen Meteor, der strahlenden Himmelserscheinung gefolgt.

Alle überweltlichen Glückseligkeiten hatte er wiedergefunden, alle großen und starken Gefühle jener Kometen-Nächte. Er bewohnte wieder den Himmel.

Gute Absichten und Reichtum begünstigen immer die Liebe.

Die Erkundigungen beim Minister waren glänzend. F. wurde eingeladen, man erhörte ihn, man applaudierte ihm, man heiratete ihn. Die Feierlichkeiten fanden in Frankfurt statt.

Am Vorabend des großen Tages, an dem das Leben einer Frau beginnt, fand Edith endlich den Mut und wagte es, ihren Gatten des nächsten Tages um Aufklärung über die frühere Bekanntschaft mit ihm zu bitten.

F., der nun nichts mehr zu befürchten hatte, beschwor den Kometen des Donati mit seinen himmlischen und irdischen Erschütterungen. Edith war gerührt. Sogar einige Tränen vergoß sie, untermischt mit dem kindlichen Lachen. Dann wurde sie ernst:

„Wenn aber meine Rivalin am Himmel wieder auftauchen sollte, was würdest du dann tun?“

„Sie kommt nicht mehr!“ erwiderte F.

„Und wenn Gott es wollte?“

Darauf wußte er nichts mehr zu erwidern. Er küßte sie.

Acht Monate später traf ich F. in Paris.

Er ist der weiseste und vernünftigste aller Menschen. Er ist sogar glücklich.

Edith hat am Observatorium eine Kopie nach dem Bild des Kometen von Donati anfertigen lassen.

Es ist ein Familienportrait.

Ihre Kinder werden einen Ahnen am Himmel haben.

EDMOND ABOUT

Trente et Quarante

1858

Edmond About, der glanzvolle Modeschriftsteller des zweiten Kaiserreichs, wurde von Napoleon III. nicht nur nach Compiègne eingeladen, er folgte auch der leichtfertigen und leichtsinnigen Gesellschaft der Demimonde in das Tal der Oos. Am Spieltisch machte er seine Beobachtungen. Der Roman *Trente et Quarante* spielt vornehmlich in Baden-Baden.

Im Mittelpunkt steht ein Veteran der *grande Armée* aus der Zeit des ersten Kaiserreichs. Das zweite Kaiserreich ließ die Hoffnung auf den Glanz des ersten bei Bonapartisten und Napoleoniden neu aufleben. Hauptmann Jean Pierre Bitterlin stammte aus Lunéville. Um 1858, in welchem Jahr der Roman spielt, zählte der Hauptmann sechzig Jahre, hatte fünfunddreißig Jahre gedient, elf Feldzüge mitgemacht und war zweimal verwundet gewesen. Seit 1834 war er Hauptmann, seit 1836 Ritter der Ehrenlegion, seit 1847 pensioniert. Außerdem war er Inhaber der Denkmünze von St. Helena.

Dieser Hauptmann Bitterlin, bärbeißig und ehrgeizig, aber ehrenwert bis auf die Knochen, kommt durch einen Zufall an den Spieltisch in Baden und sprengt im *Trente et Quarante* die Bank. Grund genug zur Inszenierung einer entzückenden Heiratskomödie, die den alten Herrn in Gewissensnöte brachte. Die ganze peinliche Angelegenheit war zuletzt nur noch mit dem Säbel auszutragen — allein der italienische Graf, der die Komödie nur gespielt hatte, um auf diese Weise die Tochter des Hauptmanns als Gattin heimzuführen und dazu noch seine Verhältnisse mit dem Gewinn zu sanieren, er läßt sich schließlich kurz vor dem Duell „herab“, zu nehmen, was er ohnehin wollte. Wer wundert sich aber, daß den Hauptmann der Schlag rührte, als er erfahren mußte, daß er, der Sieger in allen Schlachten, die schwerste Niederlage seines Lebens erlitten hatte?

Der nachfolgende kleine Bericht aus Baden ist der Angelpunkt der ganzen Erzählung. Im „Kaffeehaus zum müden Saumtier“ zu Paris liest ihn der Hauptmann, nachdem er gebührend als Held auf dem Schlachtfeld des Spieles gefeiert worden war . .

Der Hauptmann warf sich auf einen Stuhl und las achselzuckend einen langen Artikel, überschrieben: „Chronik aus Baden“.

Der Berichterstatte begann mit einer Einleitung im Zeitungsstil über das Sommerleben in Paris. Er erzählte, daß alle Pariser auf dem Lande wären, um Stockrosen, Gänseblümchen und Flieder zu pflücken; er hätte die Boulevards von der Madeleine bis zur Bastille abgesucht, ohne jemand anders zu treffen als russische Fürsten und Lakritzenwarenhändler. „Darum“, fuhr er fort, „bin ich nach Baden gegangen, um meinen Pariser Artikel zu schreiben, während ein Redakteur der „Nordischen Biene“ nach Paris kam, um seinen Artikel über Petersburg anzufertigen.“

Bitterlin überflog dann eine merkwürdige neue Auslassung über die Eisenbahnen als Ersatz für die Stellwagen und daß kraft des Gesetzes der Umdrehung der Erde der Omnibus einst wieder an Stelle jener treten würde. Er übersprang ein halbes Hundert Zeilen dieser Philosophie, um rascher auf das ihn selbst Betreffende zu kommen:

„Baden ist eine Stadt von Pappendeckeln, die Herr Bénazet vor einigen Jahren durch Theaterdekorateure der Großen Oper hat herstellen lassen; er läßt sie auch in jedem Frühjahr neu anstreichen, um die Illusion zu erhalten. Die Hofseite ist großartig und zugleich patriarchalisch; die Gartenseite zeichnet sich durch angenehme Frische aus. Rings um das Konversationshaus befinden sich wirkliche Wiesen, wo ich immer erwarte, Herrn Petitpas hervortreten zu sehen, wie er Madame Ferraris auf den Händen trägt. Am Tage meiner Ankunft ließ das Wetter zu wünschen übrig; beim Aussteigen glaubte ich einen großen Ölfleck zu bemerken, der durch eine umgestoßene Lampe verursacht wäre; aber am Abend, als ich ins Hotel ging, sah ich, daß ich mich geirrt hatte; es war nur Regen.

Die Konversationssäle sind sehr belebt. Eine Auswahl der besten Gesellschaft von ganz Europa hat sich dort für den ganzen Sommer zusammen gefunden. Unter dem vergoldeten Getäfel im Rokostil hatte ich das Vergnügen, den Herzog N. zu begrüßen, dem Prinzen A. die Hand zu reichen, den berühmten Baron P. zu sehen und die fein behandschuhten Finger der göttlichen Marquise X. zu küssen.

Meine schöne Leserin würde sehr enttäuscht sein, wenn ich nichts von den Spielsälen erzählte. Sie möge sich beruhigen; ich bin gerade recht gekommen, um dem merkwürdigsten Ereignis beizuwohnen,

welches die meteorologische Geschichte von Baden seit zwanzig Jahren verzeichnet hat. Vor meinen Augen ist die Bank gesprengt worden. Bitte, erschrecken Sie nicht über dies Wort. Alle Welt befindet sich ganz wohl seit dieser Katastrophe, sogar die Bank.

Aber dieses Wunder hat sich unter so ungewöhnlichen Bedingungen vollzogen, und ich darf wohl sagen, in so hochmoralischer Weise, daß ich die Pflicht fühle, hier darüber zu berichten. Also leihen Sie mir gütigst Ihr kleines rosiges Ohr; Sie werden sehen, daß das Spiel, das man so oft mißkennt, zuweilen seine hochmoralische Seite hat.

Das Haus N . . i, eines der achtbarsten von Paris, stand auf dem Punkte, seine Zahlungen einzustellen, mangels einer Summe von 100 000 Franken, die es am 1. September zahlen mußte.

Der Buchführer der Herren N . . i, ein früherer Offizier, ging zu seinen Chefs und sagte: „Vielleicht gibt es ein Mittel Sie zu retten.“

„Wäre das möglich?“

„Ich glaube.“

„So reden Sie!“

„Nun denn: bezahlen Sie mir eine Reise nach Baden!“

„Nach Baden?!“

„Ja, gerade dahin. Außerdem geben Sie mir einen Louisdor aus Ihrer Kasse.“

„Wozu?“

„Um damit im *Trente et Quarante* zu spielen.“

„Einen Louisdor!“

„Nicht mehr. Mir sagt eine Ahnung, daß ich 100 000 Franken gewinnen werde.“

Die Herren meinten, er wäre verrückt geworden. Seine Anhänglichkeit an das Geschäft rechtfertigte diese Vermutung.

Aber er fügte im Tone der Überzeugung hinzu: „Ich habe nie gespielt, ich muß also eine glückliche Hand haben. Überdies kann der Himmel nicht zugeben, daß das Haus N . . i mangels 100 000 Franken zu Fall komme.“

Sein festes Vertrauen machte auf den Geist der Herren N . . i großen Eindruck.

Man gab ihm das Reisegeld, Man legte einen Louisdor, den man der Kasse entnahm, dazu. Er reiste ab. Freitag den 17. kam er in Baden an, und ohne im Hotel abzusteigen, eilte er ins Konversationshaus.

Eine Stunde später war die Bank gesprengt, indem in ununterbrochener Folge Schwarz herauskam. Eine weitere Stunde später begab sich der glückliche und getreue Buchführer wieder auf den Weg nach Paris, ohne gegessen und getrunken zu haben, aber mit 121 240 Franken in der Tasche.

Man versichert, daß die Herren N...i inzwischen bedeutende Einnahmen gehabt hatten und daß sie Bitterlin gezwungen haben, die Summe zu behalten, um sich dafür Handschuhe zu kaufen.

Der große Unbekannte heißt Bitterlin.

Ich habe ihn am Tisch beim *Trente et Quarante* gesehen. Er pointierte königlich, wie Mithridates, König von Pontus.

Es ist ein alter Herr von 65 bis 70 Jahren, klein, häßlich und von gewöhnlichem Aussehen.

Aber der Stern der Ehrenlegion glänzt auf seiner Brust.

Er ist dessen würdig.

ALFRED DARJOU

Les plaisirs de Bade

1860—1865

Henri Alfred Darjou (1832—1874) ist Sohn und Schüler von Victor Darjou, Maler und Graphiker, der im Salon von 1853—1874 Genrebilder, Portraits, Landschaften und Orientszenen ausgestellt hat. Er hat die *Costumes de la Bretagne* und die *Femmes bretonnes* gezeichnet.

Seine wahre Begabung zeigt er jedoch, wie Honoré Daumier, in der Karikatur. Er ist Mitarbeiter des *Charivari*. Er läßt darin lithographierte Zyklen erscheinen: *Actualités*, *Croquis militaires* u. a. m. Er kennt die menschlichen Schwächen und geißelt sie in Bild und Text. Karneval des zweiten Kaiserreichs.

Hinter dem tollen Maskenspiel morbider Eleganz grinsen Zerrbild und Fratze. Der gleißende Glanz verbirgt kreischendes Elend. Tanz auf dem Vulkan. Die strahlende Sonne hat dunkle Flecke, dem bloßen Auge sichtbar. Aber wer sieht sie?

Toujours gaillard et sans souci — immer lustig und ohne Sorgen!

C'est toujours jour de fête — es ist immer Festtag!

Die Fétards haben ihre leichten Zelte an der Seine abgeschlagen und am Ufer der Oos wieder aufgerichtet. Ein Windstoß könnte sie wegblasen, so leicht sind sie. Aber die Sonne steht im Zenit, und die schweren Wolken scheinen verscheucht.

Der Cancan des zweiten Kaiserreichs tanzt mit göttlichem Leichtsinn. Ist Leichtsinn nicht leichter Sinn? Ein Rausch des Vergnügens betäubt die tauben Sinne. Der Kontrast reizt. Das schweigsame Tal muß unter dem Lärm der Boulevards dröhnen und stöhnen.

Ist niemand da, der die Masken — demaskiert? Ist niemand da, der die rote Schminke von den hektischen Wangen streicht? Kein Daumier? Kein Cham? Kein Charivari? Kein Simplicissimus?

In Paris geißelt das *Charivari* die leere Fratze des Second-Empire. Amédée Charles Henry de Noé, der sich hinter dem Pseudonym "Cham" verbirgt, ist der geistreichste Chronist und Karikaturist des zweiten Kaiserreichs. Jede Nummer des *Charivari* bringt beinahe apokalyptische Bilder. Die Tuilerien sind empört, aber sie lächeln

verlegen. Karikaturen sind nicht mehr als die Grimassen ihres eigenen Schöpfers!

Der Cancan des zweiten Kaiserreichs tanzt mit göttlichem Leichtsinn! Das *Charivari* ist jedoch hellsehtig und hellhörig. Es schickt seinen Adjutanten in die Sommer-Metropole.

Henri Alfred Darjou ist ein gelehriger Schüler Chams. Er hat einen glänzenden Stift und einen blendenden Esprit. Er schaut den Dingen und Menschen auf den Grund. Er weiß mit Sicherheit, wo die Töne hohl sind und wo die Larve nur ein Zerrbild verdeckt.

Aber seine Demaskierung ist keineswegs brutal. Sie hat die Eleganz des geistreichen Plauderers. Er zerreit nicht die Schleier, er lftet sie. Er verletzt nicht, er — ergtzt.

Das *Charivari* bringt von ihm auch ein Album mit dreißig Lithographien heraus: *Les Plaisirs de Bade. En vente au Bureau du Charivari, 16, rue du Croissant et chez Haute-cœur frères, 172, rue Rivoli et 41, rue Vienne, Paris*, lesen wir auf dem Titelblatt.

Man fhrt von Paris nach Straburg, erster Klasse. Man liegt bequem im Wagen und schlft, drei Herren und eine Dame. Bevor das Zglein ber die Kehler Rheinbrcke fhrt, sieht man mit Staunen zwei Kanonen. Die Mtzen fliegen im Winde davon.

Dann sitzt man im Wagen und fhrt mit zwei Pferden. Der Kutscher sitzt auf dem einen und fragt, zu den Herren gewendet:

„Ou faut-il vous conduire, meinher . . à l'htel du Soleil d'or . . ou du Lion d'or . . ou au Cheval d'or? . .“



Aufbruch zur Jagd. Alfred Darjou, *Les Plaisirs de Bade*. 1860

„Ca nous est bien égal! sagen die Herren . . pourvu que ce soit quelque chose en or! . .“

Beim Zoll wühlt ein Beamter wie rasend in dem Koffer der Dame, die Gegenstände fliegen in der Luft herum, ein anderer untersucht gründlich den Herrn.

„Malheureusement, nous avons la douane!! . . et dire que ce sera la même chose en revenant! . .“

Die eigentlichen „Plaisirs“ von Baden beginnen bei der Ankunft, wo der Fremde von den Hotelportiers in mehrere Stücke zerrissen wird. Wahl wird zur Qual.

Was den Gast dann alles erwartet, erzählen am besten die Bilder selbst: Trinkkur, Promenade, Tanz, Theater, Jagd, Rennen, Ausflüge in die Umgebung und was dergleichen mehr ist. Und immer tönt Musik: Musik beim Aufstehen, Musik beim Diner, Musik auf der Promenade, Musik beim Schlafengehen.

Wer möchte sich daher wundern, wenn die Dame nach ihrer Rückkehr nach Paris selig lächelnd am Klavier sitzt, die Krinoline über den Stuhl gebreitet, der Herr daneben steht, die Hände unter der Jacke auf den Rücken gelegt, die Zigarre im Mund, der nicht minder selig dahinschmilzt?

„Si les eaux de Bade ne m'ont pas fait de bien . . elles t'ont fait aimer la musique allemande . . c'est toujours ça . .“

Und wer möchte sich wundern, wenn die ganze Reise abschließt mit dem Gespräch zweier Herren, die von Deutschland schwärmen und die nur ein einziges Verlangen haben — wieder dahin zurückzukehren?

„Qu'est-ce que tu as rapporté d'Allemagne? . .“

„Une grande envie d'y retourner! . .“

Die Reise nach Baden ist zu Ende. Aber der Karneval des zweiten Kaiserreichs nimmt erst seinen verheißenden Anfang . .



Auf der Hitzheimer Rennbahn. Illustration de Bade. 60er Jahre.

COMTESSE TASCHER DE LA PAGERIE

Mon séjour aux Tuileries

1860

Comtesse Stephanie de Tascher de la Pagerie ist durch die Kaiserin Josephine mit Napoleon I. verwandt. Großvater der Familie war Gaspar Joseph de Tascher, der nach Martinique gegangen war. Seine beiden Söhne Joseph Gaspar und Robert-Marguerite stellen die beiden Linien dar, aus deren einer Josephine, die erste Gattin Napoleons, hervorgegangen ist.

Die Comtesse ist schon in ihrer Kindheit hierhergekommen. Ihre Eltern wohnten gewöhnlich in einer Mühle, da der Vater das Geklapper der Räder offenbar sehr gerne hörte. Denn als der Müller einmal, mit Rücksicht auf seine hohen Gäste, die Räder abstellte, da beklagte sich der Herr Graf sehr darüber, das Geklapper nicht hören zu dürfen! Es ist verständlich, daß die Comtesse in ihren sehr spät (1894) erschienenen Memoiren *Mon séjour aux Tuileries* das Second-Empire, in Erinnerung an das Premier-Empire, hoch hält, obwohl man nicht behaupten kann, daß sie nicht sehr kritisch veranlagt war. Umso deutlicher ist ihre Sprache im Hinblick auf unser Bad, bei dem sie

keineswegs bedingungslos in den hymnischen Chorus der Pariser Literaten einstimmt.

Sie weiß jedoch zwischen Natur und Gesellschaft sehr deutlich zu unterscheiden, wenn sie auch, mit Bezug auf die Landschaft, ihr Herz in den Tiroler Bergen verloren hat — was ihr natürlich kein Mensch übelnimmt!

Auch das Bad hat seine Tuilerien, seine Schlösser, in denen der gute Geist der Großherzogin Stephanie Beauharnais waltet, ihrer, wenn auch nicht blutsmäßigen Verwandten vom Kaiserhof.

Kommt man nach Baden, dieser so viel besungenen und gefeierten Stadt, dann muß man sich fragen, wie solcher Ruf entstand. Nicht daß ich sagen will, daß er Anmaßung bedeutet, o nein, doch er scheint mir wohl übertrieben. Denn Baden ist das Produkt der imaginären Schöpfung einiger Russen und Franzosen; die ersteren beglückt, ein Vaterland zu verlassen, das sie lieben, wenn sie seine Grenzen überschritten; die zweiten verjagt durch eine mondäne Welt, welche dem Snob verbietet, sich im Sommer in Paris zu zeigen.

Kurz, diese Leute finden in Baden-Baden komfortable Hotels, ein Spielhaus, entzückende Blumengärten, prächtige Salons, eine Schöpfung Bénazets. Solche Dinge mußten Baden erheben über alle Kurorte der deutschen Lande, und das Kind, einmal getauft, wurde dann von seinen Paten adoptiert.

Die Russen, von weither gekommen, fühlen sich hier wohl, die Franzosen erscheinen nach ihren Launen.

Was die Lage Badens angeht, so bin ich von ihr weniger begeistert als von der Tiroler Landschaft, doch es ist alles hübsch und rosig und heimelig. Im Kurhaus versammelt sich eine ganze kosmopolitische Welt eleganter Gäste. Man nennt diesen Ort den Palast der Freuden. Große Salons prunken dort, entzückend dekoriert, und da sind die grünen Tische, an denen Rouge et Noire gespielt wird — ein Moloch, der Millionen verschlingt, all die Gelder derer, die nach Baden kommen auf ihrer Suche nach dem Glück.

Von schönen schattigen Gärten ist dieser Palast umgeben. Da ist eine Blumenterrasse, auf der man Musik macht und auf der die smarte Jugend unter Orangenbäumen flirtet.

Eine schöne Berglandschaft umgibt die Stadt. Da ist die Yburg, zu

der man durch schattige Wälder gelangt, immer hinaufkletternd, und wo man einen reizenden Ausblick genießt.

Was mich dort am meisten anzog, war ein Diner, so verlockend serviert wie im Kurhaus, eine Aufmerksamkeit des Herrn de Savigny für den Prinzen von Preußen.

Etwa dreißig Gäste saßen bei dieser imposanten und feierlichen Tafel. Für uns arme Touristen freilich war es mehr Neid als Bewunderung, denn wir mußten wieder hinuntersteigen, müde und mit hungrigem Magen.

Sehr besucht ist das Schloß der Grafen von Eberstein, ein altes illustres Geschlecht. Heute steht nur noch eine Ruine da oben, und den Ruhm der Ritter besingen deutsche Balladen.

Entzückend die Wege zum Jägerhaus, doch gar nicht vergleichbar mit den bewaldeten Höhen des Alten Schlosses, wohl die Perle des Landes. Eine herrliche weltentrückte Ruine mit alten Türmen, an Heidelberg erinnernd, und daneben ein Meer phantastischer Felsen, durch die ein Graf de Broussel schöne Wege eben ließ.

Für die Welt der Fremden, die alljährlich die Stadt überflutet, Worte des Lobes zu singen oder gar schwülstige Phrasen zu machen, sei mir erspart, denn das tun zur Genüge die Journalisten. Ich für meinen Teil schätze nicht so sehr diesen Strudel, den man am besten von weitem betrachtet, diese kosmopolitische Masse Mensch, von Norden und Süden herkommend, von Ost und West, die man ohnehin nicht kennt und die man auch gar nicht kennen möchte.

Was sie alle hierher zieht, ist doch meist nur das Spiel. Erkennen wir, daß für die wirkliche Gesellschaft der Spielsaal weniger Anziehungskraft besitzt als für die Herren der Industrie, für die geschminkten und auf die allerneueste Art gekleideten Dämchen, für Abenteurer aller Art.

Bälle, Konzerte und Theater-Premieren übertaumeln sich, doch diese Freuden sind seltsam bewegt. Ich liebe sie hier so wenig wie in Paris. Immerhin will ich nicht den Stein auf alle werfen, denn ich fand einige vornehme und anregende Gäste. Ich erwähne die Herzogin von Istrien, ihre Schwester, Madame de la Feyronnais, und ihre Nichte, Madame Dreuz-Brezé. Mit den Doudeauvilles waren sie der Kern einer besseren Welt als alle die Fremden, die Baden bevölkern. Wir verdanken ihnen unsere schönsten Tage.

Drei Bälle besuchte ich. Sie ließen nichts zu wünschen übrig an Luxus, ja sie übertrafen alles, was die reichsten Häuser in Paris zu bieten vermögen. Der rote Saal war brillant beleuchtet. Die Tanzmusik des österreichischen Regiments von Rastatt war ausgezeichnet.

Den ersten, sehr fashionablen Ball gab ein Russe, Herr Dimitri Stolipine. Er machte mit entzückender Grazie die Honneurs und man fühlte sich wie zu Hause. Schöne Frauen dominierten, besonders die Comtesse Milano, die Herzogin Gallo, Madame de Girardin und die Comtesse de Pourtalès aus Paris. Ferner Missis Langfort, Miß Elison und Fräulein Schulze. Bedeutend weniger erbaulich war der männliche Teil.

Eine Überraschung boten die Volksgesänge acht französischer Bauern mit ihren bearnesischen Nationalkostümen. Doch für mich erreichten sie bei weitem nicht die Gemütsstiefe tiroler Lieder, die ich überschwänglich liebe.

Den zweiten Ball gab Graf Karoly mit demselben Pomp und demselben Erfolg, obgleich mehr Gäste erschienen waren.

Der dritte, veranstaltet durch den Herzog de Beaufort, glich zu sehr einer kleinbürgerlichen Redoute, als daß es sich verlohnte, mehr darüber zu sagen.

Die Rennen von Iffezheim sind eine Attraktion. In diesem Jahr gewann ein französisches Pferd. Man glaubt sich in Chantilly. Es ist, als sei ganz Frankreich über die Grenze gekommen.

Auch prächtige Landhäuser kann man in Baden-Baden sehen. Das schönste besitzt die Großherzogin Stephanie. Herrlich ist die Lage, der Garten gepflegt wie das Boudoir einer schönen Frau. Die Großherzogin selbst ist die Seele des Hauses. Jeder nähert sich ihr mit Achtung, niemand verläßt sie, ohne sie zu lieben.

Die Großherzogin ist eine der letzten Prinzessinnen des Reiches. Ihre Grazie, ihr wahrhaft souveränes Benehmen haben die kaiserliche Aera ausgezeichnet, die doch eine Reihe schöner und eleganter Frauen hervorbrachte, und durch den Kaiser ebenso wie durch die Kaiserin Josephine ist sie verwandt mit den Beauharnais. In die Glanzzeit Napoleons I. fällt ihre Heirat mit dem Großherzog von Baden.

Im ganzen Lande liebt man diese herrliche Fürstin, die noch immer schön und anziehend ist wie ein junges Mädchen. Mit natürlichem

Geist begabt, voller Anmut und Harmonie, ist sie eine glänzende Gesellschafterin. Lebhaft und voller Temperament, bildet sie einen starken Kontrast zu ihrer Umgebung.

Ihr fein abgetöntes Heim ist stilvoll ausgestattet, ein wahres Juwel, auf dem noch der zarte Flügelstaub alter Geselligkeit zu finden ist. Dort traf ich auch meinen alten lieben Freund, den Grafen von Kleist, einst ein ewiger Weltenbummler. Jetzt ruht er sich in diesem schönen Schlosse aus. Ein schnurriger alter Herr, der zu lachen versteht und den es stets amüsiert, meinen kleinen Scherzen als Zielscheibe dienen zu können. Ich mache reichlich davon Gebrauch, in dem Bewußtsein, daß der liebe Freund mir alles zurückgibt, immer mit froher Laune und mit großem Geist. Breit und herkulisch gebaut, nimmt er von mir gerne den Namen „Titi“ an, während er mich kleine schwächliche Person seine „Commandantin“ nennt. Ein Feinschmecker bei allen Tafeleien, ist er der allerbeste Intendant für unsere Freuden.

Zu seinem Gefolge gehört neben der zahlreichen Dienerschaft ein ausgezeichneter Koch, edelste Pferde, schöne Karossen, und alles ist immer für uns bereit.

Ein Gegenstück zu dem vornehmen großherzoglichen Palais ist das in schlechtem Rokostil erbaute Schloß der Markgräfin Sibylla. Allzuviel der Spuren ihres bizarren und überphantastischen Geschmacks trägt dieses Haus. Ein Zeuge dafür auch jene spukhafte Kapelle mit ihren Bußwerkzeugen aller Art. Die Markgräfin Sibylla hätte besser daran getan, sich in aller Unschuld zu amüsieren, anstatt sich vierzig Tage im Jahr zu kasteien und sich im Dämmerlicht zur Gesellschaft von drei häßlichen Wachspuppen hinzusetzen, die dazu verurteilt sind, die heilige Familie vorzustellen!

Ich liebe solche Schaustücke nicht in unseren Kirchen; sie erinnern allzusehr an den Götzendienst einstiger Tage. Eine wahre und aufgeklärte Religiosität bedarf dieses plumpen Aufwandes nicht.

Herrlich ist der Weg zu dem alten Schloß bei Rothenfels. Eine wildromantische Gegend, besät mit kleinen Dörfern. Ich war dort in Gesellschaft von Marie Menzingen, der Herren von Gersan und Dr. Brum, meines badischen und leider oft allzu menschenfreundlichen Arztes, den ich überaus verehere.

Ein anderes Mal war ich in Schloß Eberstein mit dem Herzog von Doudeauville, einem Kavalier, der aussieht wie Heinrich IV. Er war in Begleitung seiner mehr als zugeschnürten Gattin, ferner der Comtesse de Durfort und einer sehr schönen Hannoveranerin, um die der Stadtklatsch allerhand Fäden spinnt. Auch die Prinzessin Mentchikoff war oben. Sie sieht aus wie ein blonder junger Mann, was mich wenig begeistert hat. Die Prinzessin von Preußen lernte ich in ihrem behaglichen Heime kennen. Bereits um zehn Uhr pflegt sie sich zurückzuziehen. Sie bereitet selbst einen ganz vorzüglichen Tee und ist von lebhaftem Geist. Ihr großes Vorstellungsvermögen beschäftigt sich mit den kleinsten Erscheinungen unseres Lebens. Sie versteht es, mit edler Großmut allen Fährnissen des Lebens zu begegnen, die Mut und Energie erfordern.

Zu Ende meines Badener Aufenthalts sah ich noch aus den Fenstern des großherzoglichen Schlosses ein bäuerliches Fest, einen Zug von dreißig Wagen, dekoriert mit Blumen und ländlichen Schönen. Hübsche Winzergruppen inmitten von grünen Weinranken und Trauben und bunten Wimpeln.

Ein schönes Fest, lustig, ausgelassen und kokett, trotz seiner Schlichtheit, das auch die Großherzogin sehr erfreute. Sie befand sich inmitten ihrer Dienerschaft, die fast nur aus weißen Köpfen besteht.

Auch der Großherzog von Mecklenburg war erschienen mit seiner Gattin, einer Schwester des Prinzen von Reuß, den ich von Paris her kenne. Ferner die Prinzessin von Fürstenberg, mit der über Politik zu sprechen ein Wagnis bedeutet, denn sie kokettiert mit den Ansichten und Stilen alter Zeiten. So warf sie mir ihre guten Wünsche für den Umsturz des Kaiserreichs wenig taktvoll ins Gesicht.

„Der liebe Gott wird die gute Sache der Bourbonen triumphieren lassen“, meinte sie boshaft.

Es war mir ein Leichtes, ihr zu beweisen, daß Napoleon III. den Thron weder dem Grafen von Chambord entrissen hatte, der gar nichts getan, um sich darauf zu setzen, noch Louis Philipp, der geflohen war wie ein Bürger in Unterröcken.

Aber die Prinzessin wollte nicht aufhören mit ihren Theorien, und ihre Definitionen waren weder amüsant, noch richtig.

Sie und ich, wir sind ganz sicher, uns nie zu verstehen. Aber wozu denn auch?

HECTOR BERLIOZ
Béatrice et Bénédict

1862

Die Besuche von Berlioz in Baden-Baden fallen in die 50er und 60er Jahre des vorigen Jahrhunderts. Es ist die Zeit, in der Baden-Baden im wahrsten Sinne zum „Vorort von Paris“ wurde, die „Oos“ zur „Seine“. Vom Boulevard Gand zog die französische Eleganz in das Tal der Oos, sobald sich der Frühling einstellte.

Es war die Zeit des zweiten französischen Kaiserreichs. Berlioz, seiner Geburt nach noch ein Kind des ersten Kaiserreichs, begrüßte das zweite, wie man weiß, mit Begeisterung, wenn es ihm auch mancherlei Enttäuschung brachte. Immerhin fällt seine eigentliche Anerkennung in diese Epoche, während ihm das Juli-Königtum feindlich gegenüberstand.

Die wahren Könige Frankreichs saßen damals nicht in Paris auf dem Thron, sondern in Baden: es war die Dynastie der Bénazets, es waren die Herren der Spielbank: Bénazet Vater und Sohn und Dupressoir, der Neffe und Schwager (1838—1872). Das Prädikat *roi de Bade* war kein zufälliges und willkürliches — das Gold, das in Strömen floß, machte sie zu den ungekrönten Königen der Sommer-Hauptstadt.

Es war daher nur konsequent gedacht, wenn die Bénazets Konversationshaus und Theater im Stile der Bourbons bauen ließen: Jacques Bénazet war Louis XIV., Edouard Bénazet Louis XV., und Emile Dupressoir hat zwar nicht den Kopf, aber doch immerhin sein Reich verloren, als die Spielbank 1872 aufgehoben wurde.

Dem *roi de Bade* verdankt Hector Berlioz in der Tat mehr als dem Kaiser in Paris, der für Kunst wenig Verständnis zeigte. Neben Weimar, wo Franz Liszt sich für Berlioz begeistert einsetzte, nimmt Baden-Baden den ersten Rang ein. Von seinen drei Opern hat er die letzte für das Bad geschrieben. Manche Erstaufführung, die in Paris unmöglich war, ist in Baden-Baden Ereignis geworden.

Berlioz' regelmäßige Besuche in Baden-Baden umfassen fast genau ein Jahrzehnt: 1853—1863. Das Jahr 1863 brachte nur eine Wiederholung seiner Oper, und das Jahr 1865 sah ihn schon so leidend, daß er absagen mußte.

Im Sommer des Jahres 1853, nach seiner Rückkehr aus London,



Auf der Kurpromenade. Ludwig Pietsch. 60er Jahre

erhielt Hector Berlioz durch den Spielpächter Edouard Bénazet die erste Einladung, eine großes Musikfest zu dirigieren. Am 11. August 1853 kamen die zwei ersten Teile der dramatischen Legende *Damnation de Faust* op. 24, Fragmente aus der dramatischen Sinfonie *Romeo und Julia* op. 17 und die Ouvertüre zum *Carneval romain* op. 9 zur Aufführung.

In den folgenden Jahren kam er immer wieder. Die Spielbank lohnte großzügig. Außerdem hatte er hier Gelegenheit, vor seinen Landsleuten zu spielen, was ihm in Paris so unendlich schwer gemacht wurde.

Ein Konzert, das er am 16. August 1856 zum Besten der Überschwemmten in Frankreich dirigierte, enthielt Fragmente zur geistlichen Trilogie *L'enfance du Christ* op. 25 und brachte erhebliche Einnahmen. Madame Viardot wirkte hier mit.

Ein Jahr später, am 18. August 1857, dirigierte er zum Besten eines Städtischen Krankenhauses ein Programm, das einen umfassenden Querschnitt durch sein Schaffen bot: die Ouvertüre zu den *Femrichtern*, op. 3, das *Judex crederis* aus dem Tedeum, op. 22, *L'adieu des bergers* und *Le repos de la sainte Famille* aus *L'enfance du Christ*,

Lieder aus den *Nuits d'été* und den Rakoczy-Marsch zum Abschluß. Das Konzert brachte 7400 Franken.

Für dieses Krankenhaus veranstaltete Bénazet im Jahre 1858 noch einmal ein Berlioz-Konzert, das wieder 7000 Franken einbrachte. In der *Illustration de Bade* erschienen jetzt regelmäßig Bilder und Berichte, die Brücke zwischen Deutschland und Frankreich wurde über Baden-Baden geschlagen.

Die Bedeutung, die Baden-Baden für Berlioz gewonnen hatte, läßt sich auch in seinen literarischen Arbeiten ermessen, die im Jahre 1859 erschienen: *Grotesques de la musique*, eine Fortsetzung der *Soirées de l'orchestre*, in der Hauptsächlich Reisebriefe aus Frankreich und Deutschland, vor allem aus Paris und Baden-Baden. Der Ton ist durchaus heiter und witzig, aber der Ernst, der sich dahinter verbirgt, ist unverkennbar.

In den folgenden Jahren, 1859, 1860, 1861, reihten sich Konzerte an Konzerte: Die Fragmente aus den *Tröjanern*, die Sinfonie *Herold in Italien* wurden zum ersten Mal aufgeführt. Der Erfolg war nunmehr ein derart durchschlagender, daß Bénazet es wagen konnte, Berlioz den Auftrag für eine Oper zur Eröffnung des neuen Theaters zu erteilen.

Béatrice et Bénédict ist die Tragikomödie des Künstlers und Menschen Berlioz, eine Rückschau am Ende seines Schaffens. Nur so ist die Hast zu verstehen, mit der er die Drucklegung der Oper betrieb: „Ich beeile mich, alles fertig zu stellen, alle Bande, die mich noch an die Kunst fesseln, zu lösen, damit ich zum Tode sagen kann: Wann du willst!“

Der eigentliche Erfolg dieser Oper galt jedoch nicht der Skurilität, sondern der Sentimentalität. Das Duett-Notturmo: „O Nacht, von Zauber erfüllt“, die Arie Heros: „Er ist mir nah“ und die Arie Beatricens: „Ich ahnt es längst“: — das war es, was immer da capo verlangt wurde, was heute noch seinen unwiderstehlichen Zauber ausstrahlt. Was ist in dem gealterten Komponisten vorgegangen, daß er noch einmal so herzliche, innige Töne gefunden hat? Daß er gerade hier auf allen Massenaufwand der Klangphänomene verzichtete und nur mit der einfachen Sprache des Herzens gesprochen hat?

Die französischen Biographen Jullien und Boschot erzählen aus jenen

Badener Tagen folgende Episode, die auch von Richard Pohl in seinem Buch *Hector Berlioz, Leben und Werke*, wiedergegeben wird: Der Freund Legouv  fand ihn einmal in der N he des Alten Schlosses, in den W ldern herumirrend und verzweiflungsvoll in einem Brief lesend. Legouv  wei  alles, er ist ihn sicher deshalb suchen gegangen. Er braucht also den Brief nicht mehr zu lesen.

Bald nach dem Tode seiner zweiten Gattin, es war inmitten der Arbeit an *Beatrice und Benedict*, hatte den Sechzigj hrigen eine neue heftige Liebe erfa t. Nur Legouv  wei , wer es ist. Ihr Name ist Am lie.

„Sie ist h bsch, sie ist jung, liebt Sie und beweist es Ihnen ja auch, also warum beklagen Sie sich denn?“ sagt er zu dem Komponisten, dessen Gesicht von Tr nen  berstr mt war.

„Ja, aber ich bin eben sechzig Jahre alt“, antwortete Berlioz verzweifelt.

„Was liegt daran, wenn sie in Ihnen einen Dre  igj hrigen sieht?“

„Aber sehen Sie mich an! Betrachten Sie doch diese eingefallenen Wangen, diese grauen Haare, diese faltige Stirne . . . Oft werfe ich mich ganz ohne Ursache zur Erde und kann dann meine Tr nen nicht zur ckhalten; denn dieser f rchterliche Gedanke best rmt mich! Sie err t es und dann sagt sie mit engelhafter Z rtlichkeit: „Aber du ungl cklicher Undankbarer, was kann ich denn tun, dich zu  berzeugen? Habe ich denn irgendein Interesse dabei, wenn ich sage, da  ich dich liebe? Habe ich nicht alles f r dich vergessen? Setze ich mich nicht dir zuliebe hunderterlei Unannehmlichkeiten aus?“ Dann nimmt sie meinen Kopf zwischen ihre lieben H nde, und ich f hle ihre Tr nen  ber meine Wangen flie en. . . Und trotzdem h re ich die Stimme in meinem Innersten, die mir zuruft: „Du bist sechzig Jahre alt! — — Sie kann dich nicht lieben! — —“ Ach teurer Freund, solche Pein! Es ist die H lle mitten im Paradiese . . .“

Beatrice und Benedict ist nicht nur der Schwanengesang des K nstlers; es ist auch der Schwanengesang des Menschen Berlioz.

Die rauschenden Erfolge von Baden-Baden hatten in Paris doch ihre R ckwirkungen. Die *Soci t  nationale des Beaux-Arts* forderte ihn endlich auf, ein Konzert mit (wenigstens teilweise) eigenen Werken zu dirigieren. Bei einem zweiten Konzert wurde das Notturmo aus *Beatrice und Benedict* gesungen. Da capo. „Der Erfolg war ersch t-

ternd, der ganze Saal applaudierte, es war ein unglaublicher Lärm.“ Ein Jahr später, am 14. August 1863, fand die Wiederholung von *Beatrice und Benedict* in Baden-Baden unter Leitung des Komponisten statt. Im zweiten Akt waren zwei Nummern hinzugekommen: das Frauen-Terzett in As-dur und der Brautchor hinter der Szene in C-dur.

Am 27. Juni schrieb er an seinen Freund Ferrand:

„Ich werde vom 1.—10. August in Baden sein, um die Proben für *Beatrice* zu leiten — ach, ich werde allein sein! Wenn Sie können, so würden Sie ein gutes Werk tun, mir *poste restante* zu schreiben!“ Der Roman war zu Ende. Mit beiderseitigem Einverständnis hatten die beiden Liebenden sich getrennt. Schon am 3. März hatte er darüber Ferrand berichtet:

„Nein, es handelt sich abermals um eine Liebe. Eine Liebe, die mir lächelnd entgegenkam, die ich nicht gesucht habe. Aber die Einsamkeit, in der ich lebe, die unerbittliche Notwendigkeit von Zärtlichkeit, die mich umbringt, haben mich besiegt; ich ließ mich lieben, und dann hab ich noch weit mehr geliebt, bis eine beiderseits gewünschte Trennung nötig war; eine vollkommene Trennung, ohne Kompensation, vollkommen wie der Tod . .“

Die Tragikomödie des Alters hatte ihren Abschluß gefunden. Berlioz litt, litt noch immer, als er wieder in Baden-Baden seinen „Schwängesang“ dirigierte. Sein Leben war innerlich und äußerlich vollendet.

VIKTOR HUGO

Lichtenthal

1865

Im Jahre 1865 kam Victor Hugo wieder ins Tal der Oos. Der Rhein spielte in der Vorstellung des französischen Romantikers keine geringere Rolle als in der deutschen Romantik. Baden war die Brücke über den Rhein, die von Paris über Straßburg führte.

In einem Bericht des *Journal des Débats* wird dieser Aufenthalt Victor Hugos nach einer Erinnerung beschrieben. Er wohnte im „Bären“ in Lichtenthal. *Cet hôtel était avant 1870 un des rendez-vous favoris de l'élite de la Société étrangère de Bade.* Es trafen sich hier Schriftsteller und Künstler. Das Fremdenbuch weist alle möglichen *noms célèbres* auf.

Am Ende der historischen Allee, die von Baden nach dem Vorort Lichtenthal führt, sieht man das schöne Hotel „Zum Bären“, eine Reihe von Bauwerken, versteckt hinter einem stattlichen Garten, der sich an den Ufern der Oos entlangzieht. Vor 1870 war dieses Hotel einer der beliebtesten Treffpunkte für die Elite der ausländischen Gäste Baden-Badens. Es wird berichtet, daß dort die Forellen sowie die nach Bauernart zubereiteten Zwiebel- und Gemüsesuppen eine große Attraktion für die Feinschmecker aller möglichen Länder bedeuteten. Zugleich war der „Bären“ der Lieblingsaufenthalt der Gelehrten, Schriftsteller und Komponisten; die französischen Künstler, Maler und Bildhauer trafen sich allerdings meist im „Waldhorn“, einem bescheidenen Gasthause, das etwas höher gelegen war und dessen Vorderfront von dem mächtigen, grinsenden Kopf des damaligen Wirtes, Willibald Ihle, geschmückt ist, ein Meisterwerk des Karikaturisten Dantan.

Das Fremdenbuch des Hotels enthält viele Namen, die in Deutschland Berühmtheit erlangt haben: der Komponisten Brahms und Bruch, des Dichters P. Heyse, des großen Juristen Ihéring und vieler anderen. Aber mit entschieden dem größten Stolz zeigt der Hotelbesitzer auf den Namen Victor Hugo, der im Jahre 1865 einige Tage in Lichtenthal verbrachte.

Baden-Baden war zu jener Zeit eine kleine Stadt von 9000 Einwoh-

uern. Dieses Städtchen nahm 51 148 Badegäste auf, von denen 14 864 Franzosen, 4994 Engländer und 2278 Amerikaner waren. Der Kur-aufenthalt in Baden war damals noch ebenso modern wie zu den Zeiten von Alfred de Musset, der das Bad im Jahre 1834 aufsuchte . .

Während der Hochsaison, das heißt in den Monaten August und September, war ganz Paris in Baden versammelt, und die Pariser Gesellschaft bewahrte auch hier ihr heimatliches Gesicht, ja, sie gab dem Leben der ganzen Stadt ihre Prägung; zweifelsohne fühlten sich die Franzosen in diesem beschaulichen Schwarzwaldort so gut wie zuhause.

Nun kam also am 8. September 1865 am Hotel „Bären“ eine große Reisekutsche vorgefahren, und aus ihr stiegen ein Herr von mittlerem Wuchs und eine Dame, beide schon nicht mehr die Jüngsten, sowie zwei Kinder. Der Herr schrieb mit fester zügiger Schrift seinen Namen in das Fremdenbuch, Victor Hugo. Neben diesem Namen steht, von einer anderen Hand in die Spalte „Wohnort“ eingetragen, das Wort „Belgen“ (an Stelle des deutschen Wortes „Belgien“). Anscheinend rührt dieser Zusatz von einem M. oder einer Mlle. Becker her, die, aus Straßburg kommend, am 9. September im Hotel abstiegen und deren Namen unter dem des Dichters zu lesen sind. Keinerlei Erwähnung fanden die Dame und die Kinder, die den Dichter begleiteten, und deren Namen unbekannt geblieben waren. In der offiziellen Fremdenliste jedoch, im Badeblatt vom 10. September 1865, finden wir die folgende Notiz:

„Victor Hugo mit Familie, fünf Personen, Belgien.“ Bei diesen fünf Personen ist der Kutscher mit einbegriffen, der den Reisewagen der Familie geführt hatte und bis zur Rückreise bei den Herrschaften blieb. Man hörte ja öfter erzählen, wie sehr der Dichter das Reisen mit der Eisenbahn verabscheute.

Die Familie (anscheinend nannten die Kinder Victor Hugo „Onkel“) bewohnte drei Zimmer im Erdgeschoß eines Gebäudes, das inzwischen einem neueren Bauwerk weichen mußte. Die Fenster der Räume öffneten den Blick in den Park.

Es wird versichert, daß Victor Hugo von seinem Aufenthalt in Lichenthal sehr befriedigt war. Er war von größter Liebenswürdigkeit gegen alle, und die Gastgeber, mit denen er oft und gerne plauderte, bedauerten es lebhaft, als er am 14. September 1865 die Rückreise

antrat. Der Dichter schenkte der Gattin des Hoteliers einen großen, marocain-gebundenen Band; es war sein Roman *Les Misérables*, mit Bildern von Brion. Die Familie hat das Buch bis heute wie einen Schatz verwahrt. Der Künstler trat in dem gleichen Wagen, der ihn gebracht hatte, die Rückfahrt an.

Wäre Victor Hugo drei Tage länger in Lichtenthal geblieben, so hätte er einer Aufführung des Stückes von Alfred de Musset, *Il faut qu'une porte soit ouverte ou fermée*, beiwohnen können. Das Stück wurde am Badener Theater von den Künstlern der Comédie Française, Mme. Brohan und M. Bressant, gegeben.

Alle diese Angaben stammen von der Tochter des damaligen Hoteliers, Fräulein E. — Da ich weiß, wie sehr die Franzosen auch die unbedeutendsten Einzelheiten aus dem Leben ihrer großen Männer zu schätzen wissen, glaube ich, daß auch der vorstehende Bericht ein gewisses Interesse finden wird.

LÉON DE MARANCOURT

Rien ne va plus

1865

Um die gleiche Zeit wie Marie Colombier kam der Pariser Schriftsteller Léon de Marancourt nach Baden-Baden und beobachtete scharf und kritisch das karnevalistische Treiben des Second-Empire. Er hat darüber ein Buch geschrieben mit dem bezeichnenden Titel: *Rien ne va plus*. Es ist im Jahre 1865 erschienen.

Rien ne va plus: es ging wirklich nicht mehr, weder am Spieltisch, noch bei dem tollen Treiben seiner Landsleute. Aus dieser schwindelhaften Höhe — im doppelten Sinne des Wortes — mußte ein jäher Absturz folgen. Es konnte nur noch eine Frage der Zeit sein.

Jetzt beginnen wieder die Monate, die kein R im Namen haben.

Paris ist öde, ausgestorben, Paris ist der Eroberung erlegen.

Ein Heer von Engländern, mit Lorgnetten und Familie versehen, mustert unsere Sehenswürdigkeiten mit dem Taschenführer durch Paris in der Hand. Zum Zeitvertreib kritisieren sie an Notre Dame herum.

Die Theater nehmen immer wieder vergebliche Anläufe. Die Schauspieler aus der Provinz lassen sich einen Bart wachsen und erzählen sich unter dem Sonnendach des Variété-Cafés ihre Erfolge.

Vorgestern, gegen vier Uhr, regnete es auf Paris und auf meine hellgrauen Beinkleider. „Kutscher! Hallo, Kutscher!“ — Wenn es regnet, antworten die Kutscher nie. Ich hißte auf meiner Schirmspitze ein weißes Taschentuch wie ein Parlamentär. Die Kutscher fuhren unbeirrt vorbei.

Ein Mann klopf mir im Vorübergehen auf die Schulter: „Was für ein Wetter, mein Lieber, was für ein Wetter! Na, was haben wir diesen Sommer vor?“

„Ich fahre an den Rhein.“

„Ah, Sie fahren an den Rhein! Sicher kommen Sie dabei durch Belgien — ein zu schönes Land, wissen Sie. Die Nordgrenze . . nichts als Spitzen und Franklinbüsten . .“

„Ich komme nur auf der Durchreise hin.“ Die Kutscher fuhren immer noch vorbei.

„Ich verstehe schon, Sie fahren nach Spa . . Na, mein Lieber, Sie



Promenade bei den Boutiquen. 50er Jahre

wollen wohl zur Spielbank, was?" „Aber nein, ich versichere Ihnen, daß . . ." „Nun, bei Ihnen ist da nichts dabei, Sie sind Junggeselle. Ich für meine Person bin verheiratet, spiele aber trotzdem. Die Spielbank ist meine Leidenschaft. Jeden Sonntag bin ich mit der ganzen Familie dort. Das kostet mich 15 Franken in der Saison. Auf Wiedersehn, Freund. Sprengen Sie die Bank!"

In diesem Augenblick erbot sich ein Kutscher, mich und meine hellgrauen Beinkleider mitzunehmen. Der geschäftige Herr suchte in einer Tür Schutz. Der geschäftige Herr, der jedoch gar keine Geschäfte hat, betrachtet mich als Müßiggänger, als Lüstling und Süchtigen. In seinen Augen nähre ich geheime Leidenschaften. Er verachtet mich dafür, aber ich amüsiere mich über ihn — bei schönem Wetter.

Und nun habe ich die Stadt verlassen und wir wollen uns ernsthaft unterhalten. Seit mehreren Jahren erhole ich mich jeden Sommer von den Mühen und Anstrengungen des Pariser Lebens in den erfrischenden Wäldern von Lichtenthal oder an den malerischen Ufern der Lahn . .

Eines Abends um halb acht Uhr fuhren wir von Paris ab in der Richtung nach Baden-Baden.

Zehn Stunden Fahrt im Zug bis Straßburg — eine Stunde von Straßburg bis Baden — das ist alles. Am nächsten Morgen sind wir da.

Man frühstückt entweder im Hotel „Europa“, das den besten Koch von Baden hat, oder bei Weber im Kursaal. Nach einer Flasche Wein Marcobrunner, einer Havanna und einer Tasse vorzüglichen Kaffees wendet man sich an irgend jemand mit der Frage: „Wo sind die Spielsäle, bitte?“

Allgemeine Regel: Auf diese anstoßerregende Frage hin, die den Fehler macht, die Katze Katze und das Spiel beim Namen, nämlich Roulet zu nennen, erhält man zunächst keine Antwort.

Der Angeredete gibt vor, nicht zu verstehen, oder entgegnet schließlich mit fast gekränkter Miene: „Sie meinen wohl das Konversationshaus. Das ist hier.“

Und mit dem Finger deutet er auf eine große Tür, über der das Wort: „Konversation“ steht. Es ist eine Art Gegenstück zu dem Wort „Restauration“ über der Tür eines Speisewirts.

In Baden-Baden wird also nicht gespielt, es wird „konversiert“. Ein Spielsaal! Pfui! Konversation, das klingt besser. Man braucht sich nur darüber geeinigt zu haben. Dann versteht es sich von selbst.

Dante setzte über das Höllentor folgende berühmte Inschrift: „Die ihr hier eintretet, laßt jede Hoffnung fahren.“ Die Inschrift „Konversation“ könnte man folgendermaßen umschreiben: Die ihr hier eintretet, setzt all eure Hoffnung darauf. Vor allem die Hoffnung auf Gewinn.

Das Wort Konversation stimmt mich nachdenklich. . Doch beeile ich mich, in das Heiligtum Fortunas, des mühelos erreichbaren, einzutreten. Ich mache es wie die meisten: Kühn stürze ich mich hinein, mitten in den Tempel des Zufalls, in einen richtigen Börsenkursaal. Und schon bin ich mitten darin. .

Sieben, rot, ungerade, manque! — Diese Adjektive, von denen eines, wie Arnal sagen würde, ein Verb ist, waren die ersten Laute, die mein Gehör trafen. Sie kamen mir anfangs vor wie eine zu lösende Infinitesimalaufgabe, von der ich nichts verstand. Ich versuchte auch gar nicht, sie zu lösen; denn ich wollte mich zuerst einmal mit den Wesen und Dingen, die zu dieser Einrichtung gehörten, vertraut machen.

Vor allem mit den menschlichen Wesen! Was die Dinge betrifft, so hat sie Eugène Guinot in seinem hübschen, reizvollen Bändchen, „Ein Sommer in Baden“ so glänzend und geistreich beschrieben, daß ich hiermit auf dieses Bändchen verweisen möchte.

Das Casino.

Immerhin mögen meine Leser soviel erfahren, daß das Casino in Baden ein weitläufiges Gebäude von eleganter Bauart und einer sehr einsichtig vorgenommenen Raumaufteilung ist. Alles hat seinen richtigen Platz: Die Räume der Spielkonversation sind durchaus verschieden von denen der Tanzkonversation, dem Lesezimmer und der „Schweigenden Konversation“.

Die Innendekoration ist das Werk eines Mannes von Geschmack und Geist. Da ist nichts, was das Auge stören könnte, die Harmonie des Ganzen ist vollkommen. Großzügig, einfach und prunkvoll zugleich ist alles mit Ausnahme des Ballsaals. Dieser Saal, der meistens an geschlossene Gesellschaften für einen ganzen Abend vermietet ist, übertrifft alle Vorstellungen durch seine Überfülle an Dekoration. Überall Gold und Spiegel, wohin man blickt. Man hätte auch auf dem Parkett Spiegel angebracht, wenn man nicht Indiskretionen gegen die Krinolinen gefürchtet hätte. Ich für meinen Teil bedaure diesen Mangel. Himmel noch mal! Ich bin eben Junggeselle.

Welch einen blendenden Anblick bietet er an den Ballabenden während des Tanzes! — Frauen, Seide, Blumen, Diamanten, Lichter, Vergoldungen, all das aus den Spiegeln durch tausend Prismen gebrochen zurückstrahlend, wirbelnd und rauschend wie ein fantastisches elektrisches Kaleidoskop.

Dank der Initiative des Herrn Edouard Bénazet hatten die europäischen Sportfreunde die Möglichkeit, ein Pferderennen auf einer herrlich dazu geeigneten Bahn zu eröffnen: dem Hippodrom von Iffezheim. Innerhalb weniger Monate war die Bahn an einer malerischen Stelle am Rheinufer abgesteckt, die Pferdeställe aufgeschlagen und große Tribünen aus altem rotem Granit aus dem Schwarzwald errichtet worden. Die Tribüne der großherzoglich badischen Familie ruft den Eindruck einer alten deutschen Burg mit Vorhallen und mörderisch starken Mauern hervor. Die andere Tribüne ist für den Jockey-Club, für die Teilnehmer am Lauf, die Sportleute und die

Presse. Nur mit besonderen Karten, die von der Verwaltung ausgegeben werden, kann man hinaufkommen. Eine dritte Tribüne, die mehr als zwölfhundert Personen faßt, ist für die Öffentlichkeit bestimmt. Hier kann man sein Geld anbringen und kann sich noch dazu über die Straße von Weber bedienen lassen mit allem, was das Herz begehrt; denn der Besitzer ist ein Meister der Kochkunst.

Ebenso wie bei den Rennen von Chantilly sind Damen von höherer oder niederer Herkunft auch ohne Ehegatten zugelassen . .

..Doch zurück zum Spielsaal. Vier gute Augen vertreten hier das unsichtbare, stets gegenwärtige Auge des Besitzers — und sie wiegen die seinen wohl auf. Ohne daß man es merkt, sieht Herr Bénazet alles, hier wie anderswo. Diese vier Augen gehören natürlich zwei Menschen, die zur Aufrechterhaltung der Ordnung und als Vertreter des Hausherrn eingesetzt sind. Es sind die beiden Generalinspektoren. Der eine, klein, mager, von raschem durchdringendem Blick, trug einst den Namen: Eliacin, der Templer. Der andere, groß, dick und fett, von den Ausmaßen einer Robbe oder eines Pottfisches, hörte auf den Namen Duchemin. Seit 45 Jahren — wenn ein Spieler überhaupt so alt wird! — konnten die Spieler seinen treuen und selbstlosen Eifer für das Wohl der Familie Bénazet bewundern. In Paris hielt er den Geldrechen in der Hand, in Baden den Spucknapf, wie man in gesellschaftlichen Kreisen sagt. Unglücklicherweise ist er mit dem zweiten Gerät viel weniger vertraut als mit dem ersten. Wenn er nur zwei Worte spricht, kann man sicher sein, daß das zweite eine ungeheure Naivität ist. Einmal z. B. stand eine große Menschenmenge um den Spieltisch. Ein Engländer — es konnte nur ein Engländer sein — wollte 10 000 Franken auf einmal setzen. Als der Croupier ihn darauf aufmerksam machte, daß das verboten sei, sah sich Duchemin genötigt, das Wort zu ergreifen und dem Bewohner von Übersee klarzumachen, daß man in Baden nie eine Summe von über 6000 Franken auf eine Karte setzen könne. „Und warum nicht?“ fragte der Engländer, „Mein Herr“, ereiferte sich Duchemin, rot vor Erregung, „die Bank hat es im Hinblick auf ein gewisses Maßhalten und in väterlicher Vorsorge für angemessen gehalten, das Maximum von 6 000 Franken nicht übersteigen zu lassen. Und zwar wurde dies besonders im Interesse der Familien festgesetzt. Sie werden das verstehen, mein Herr!“

Dagegen ließ sich nichts einwenden, und der unglückliche Lord blieb dazu verdammt, nicht mehr als 6 000 ärmliche Franken einsetzen zu dürfen — wenigstens nicht auf einmal. Er spielte darauf drei Runden hintereinander, zu je 6 000 Franken, die trotz dem Interesse der Familien auch sogleich unter dem Geldrechen des Croupiers verschwanden. Die Tracht dieser Angestellten ist etwas zu gesucht, zu aufreizend für das Auge. Außer dem hohen Alter einiger unter ihnen, die nur aus Pietät gegen die Pariser Spielbanken dagelassen werden — vor mehreren Generationen handhabten sie dort den Rechen —, ist nichts Bemerkenswerthes an ihnen.

Diese alten Arbeiter in der goldenen Landwirtschaft harken und rechen ruhig und beschneiden ihren Garten — eine traurige, eintönige Gärtnerarbeit am grünen Spieltisch.

Nur selten treten sie in eine Beziehung zu den Spielern. Streitigkeiten, die an jedem Ort, wo große Interessen auf dem Spiel stehen, sonst häufig sind, bilden in Baden eine Ausnahme. Man wahrnt dort fast immer den äußeren Schein und hält seine Erregungen einigermaßen zurück. Ein Mann *comme il faut* hätte bei jeder heftigeren Diskussion Angst, in den Augen seines Nachbarn als ein Spieler von Beruf — oder von Passion zu gelten.

Die Spieler.

Denn tatsächlich verhält es sich folgendermaßen: Die Leute, die in Baden ihr Gold einsetzen, sehen aus, als läge ihnen nicht viel am Gewinn — was den Verlust anbetrifft, so spricht man gar nicht darüber. Wenige Spieler stechen Karten. Es gibt dort keinen, der es systematisch betriebe, denn er käme sicher nicht auf seine Kosten. Als Bestätigung der Bemerkungen, die wir soeben über die Gesamtheit der Badener Anziehungspunkte machten, fragen Sie den ersten Menschen männlichen Geschlechtes, der Ihnen begegnet. Dieser Mensch wird Ihnen mit der unschuldigsten Miene der Welt antworten, daß es ihm gänzlich gleichgültig sei, ob in Baden eine Roulette existiert oder nicht, daß es gewiß nicht diese Art der Zerstreuung sei, die er hier suche. Und danach wird er mit der scheinbar größten Aufrichtigkeit in Entzückungen ausbrechen über das Alte Schloß, über den Merkur und Lichtenthal, die reine Landluft, die romantische Schönheit einzelner Orte . . .

Mit einem Wort, es ist ein typischer Charakterzug der Badener Ge-

sellschaft, daß niemand spielt, oder zumindest niemand den Eindruck erwecken will, als spiele er. Und wenn man zuweilen so ganz nebenbei 25 Louis bei Schwarz oder Rot wagt, so geschieht es zum reinen Zeitvertreib oder um nicht gar zu prüde, zu sparsam oder geizig zu erscheinen. Was aber nicht verhindert, daß während jeder Saison beachtliche Summen gewonnen und verloren werden . .

Meine Überzeugung das Spiel betreffend ist es übrigens, daß Baden noch die einzige Bank ist, an der man mit Glück gewinnen kann. Aber die beiden Null, wird man einwenden? Ich finde die beiden Null lächerlich. Sie sind es bestimmt nicht, die die Menschen ruinieren. In Baden kann einer, der spielt und dabei gewinnt, diesen Gewinn erhalten — und hierin liegt die ganze Weisheit des Spiels. Unter alten Spielern gibt es eine Redensart, die besagt, daß man auf die Länge gesehen immer verlieren wird, und das ist wahr. Aber hier in Baden spielt ein vernünftiger Mensch 5 Louis, 20 Louis, ja 50 und 100 Louis, und gewinnt oder verliert damit — die Chancen waren fast gleich — und dann verläßt er das Spiel, weil andere Vergnügungen ihn mehr reizen, als Geld zu setzen und einzustecken. In Homburg dagegen ist die Quasi-Verpflichtung, von morgens bis abends zu spielen, für alle Spieler die Ursache des Ruins. Es wird dort ununterbrochen fieberhaft und hartnäckig gespielt. So glücklich man dabei im Augenblick sein kann, so kommt doch immer wieder ein anderer Augenblick, in dem man unterliegt. Wenn man in Baden eine vernünftige Summe gewinnt, begrüßt man den Gewinn und bewahrt ihn. Man will ihn nicht unbedingt auf die verrückteste Art und Weise, indem man weiterspielt, um ihn zu verdreifachen, wieder loswerden. Genug des Spiels für heute, sagt man sich. Man weiß Maß zu halten, weil man möglichst rasch wieder vom Spieltisch loskommen möchte, um in geistreicher und reizender Gesellschaft die schöne deutsche Landschaft zu genießen. Um meine Meinung frei herauszusagen, habe ich richtige „Gewinner“ nur in Baden gesehen, weil — das habe ich erkannt und kann es mir recht gut erklären — das ganze Geheimnis des Spiels darin besteht, seiner selbst Herr zu bleiben bei Gewinn und Verlust, und vor allem darin, abubrechen, sobald man gewonnen hat . .



Matinee in der Villa Viardot. Nach Ludwig Pietsch

PAULINE VIARDOT — IWAN TURGENIEW

Lettres

1865 — 1868

Selten ist eine Frau so vergöttert worden wie die Sängerin Pauline Viardot-Garcia. Clara Schumann wurde verehrt, aber Pauline Viardot wurde vergöttert. Man hörte nur überschwängliches Lob, nur enthusiastische Kritik, nur ekstatische Verklärung, wenn von ihr die Rede war.

Madame Viardot war die Tochter des berühmten spanischen Sängers Garcia, der selber viele Opern komponierte, und für den der Italiener Rossini einstmals den Othello schrieb, die Schwester Marianne Malibrans und Manuele Garcias, des ersten wissenschaftlichen Stimmforschers und Erfinders des Kehlkopfspiegels, die Gattin des französischen Kunsthistorikers und Geschichtsschreibers der spanisch-maurischen Malerei Viardot.

In einem musikalischen Milieu aufgewachsen, wußte Madame Viardot in der Gestaltung ihrer ganzen persönlichen Umwelt die musikalisch-malerische Synthese zu verwirklichen, die unmittelbar alles in Bann zog, was zu ihr kam.

In Paris, in der Rue de Douai 48, war ihr berühmter Salon mit der Gemäldegalerie und mit der Orgel, wo sich die Soireen häuften, als sie noch ihren großen Triumph feierte, dramatische Künstlerin und Sängerin zugleich.

Inmitten dieser meteorhaften Bahn fiel der überraschende Entschluß, für dauernd nach Baden-Baden überzusiedeln. Niemand weiß, warum. Nur Madame Viardot ist sich selber darüber klar, daß der Verzicht für sie zugleich höherer Gewinn ist.

In der Tiergartenallee, am Fuße des Fremersberges (jetzt Fremersbergstraße) baut sie sich eine Villa, im Stil des damals so beliebten Schweizerhauses — Pietsch hat es reizend gezeichnet — und bald, am anderen Ende des Gartens, dem Wohnhause gegenüber, eine sogenannte „Kunsthalle“.

Was in Paris, in der Rue de Douai, der Salon war, das war jetzt diese Kunsthalle. Und was dort die Soireen bedeuteten, das bedeuteten jetzt die Matineen.

Im Frühling 1863 siedelte die Familie Viardot von Paris nach Baden-Baden über. Bald konnte man während der Saison beobachten, wie des Sonntagsvormittags — manchmal war es auch am Nachmittag zwischen 3 und 5 Uhr — eine endlose Kette von Equipagen das Tiergartental hinaufzog und vor der „Villa Viardot“ haltmachte. Es saßen Fürsten und Diplomaten darin, Dichter und Künstler, alle mit Rang und Namen.

Sie gingen zur Matinee der Madame Viardot, bei der sie nicht nur selber eigene und fremde Kompositionen sang oder entzückende kleine Opern aufführen ließ, bei der auch ihre beiden bedeutendsten Schülerinnen Désirée Artot und Aglaja Orgéni, der Bariton Delle Sedia und der Tenor Warnetz, der Geiger Herrmann und der Klaviervirtuose Anton Rubinstein auftraten und bei der nicht selten der russische Schriftsteller Iwan Turgeniew den Blasebalg für die Orgel trat oder im Kostüm spielte.

Im Jahre 1921 erfuhr man durch die russischen Blätter, daß ein bisher unbekannter Roman Turgeniews aufgefunden wurde. Er trage den Titel *Ein Leben für die Kunst*. Daß er bisher nicht veröffentlicht wurde, habe seine Gründe darin, daß er Turgeniews Verhältnis zur Viardot handle und der Dichter bestimmt habe, daß er erst zehn Jahre nach dem Tode der Sängerin veröffentlicht werden dürfe.

Die Viardot ist am 18. Mai 1910 zu Paris gestorben. Die Zehnjahresfrist war also verstrichen. Es ist leider nicht bekannt geworden, ob die russische Regierung den Roman, wie versprochen, veröffentlicht hat. Jedenfalls ist er bis jetzt nicht in deutscher Sprache erschienen, was umsomehr zu bedauern ist, als angenommen werden kann, daß er, wenn er nicht gar in Baden-Baden geschrieben, doch zu einem großen Teile hier spielt.

Es ist aber auch noch aus einem anderen Grunde bedauerlich, denn es ist möglich, daß der Roman Licht wirft auf das durchaus seltsame Dreieckverhältnis: Viardot-Garcia-Turgeniew. Seltsam ist es immerhin! War es nur ein Leben für die Kunst? Oder war es mehr? Das heißt also: weniger?

Die Garcia hatte 1839 in London zum erstenmal die Bühne betreten als Desdemona. Der Direktor des Pariser *Théâtre Italien*, Viardot, begab sich nach London, um sie zu hören. Er engagierte sie und 1841 wurde sie seine Frau. Daraufhin gab Viardot sein Theater auf und bereiste mit seiner Gattin, als ihr Impresario, ganz Europa.

1843 sind sie in Petersburg. Turgeniew hörte die Sängerin und war ihr sogleich verfallen — für sein ganzes Leben. Mit Viardot verband ihn seine Leidenschaft für die Jagd. Er folgte dem Ehepaar nach Paris, wohnte bei ihm auf dem Landgut Courtavenel, wo er das *Tagebuch eines Jägers* zum größten Teil verfaßte, das ihn berühmt machte.

Die Viardot war 1849 von der Pariser großen Oper engagiert worden. Sie sang in Meyerbeers *Prophet*, in Gounods *Sappho* und 1859 im *Théâtre Lyrique* Glucks *Orpheus* — 150 Male vor gefülltem Hause. Dann ging sie plötzlich nach Baden-Baden. Turgeniew ging mit. Und baute sich sein Schloß neben dem Viardotschen Schweizerhaus. Und als der deutsch-französische Krieg 1870 ausbrach und die Viardots nach Paris zurückgingen, da zog er wieder mit ihnen und wohnte in der Rue de Douai oder in Bougival — bis an sein Ende.

Ein solches Leben ist nicht nur ein Leben für die Kunst, es ist auch ein Leben für die Frau. Wenngleich nicht zu bestreiten ist, daß Turgeniew immer von der Kunst spricht, wenn er diese Frau nennt.

Und wann nennt er sie nicht? Es gibt kaum einen Brief, den er schreibt, in dem der Name der Madame Viardot nicht vorkommt. Die

Briefe an Ludwig Pietsch beginnen 1864 und endigen 1883 mit seinem Tode. Immer schwärmen die beiden wie die Kinder von dieser herrlichen Frau, von deren Bild einmal ein Sohn des Dichters Storm sagte: „Sie ist so häßlich, daß sie fast wieder schön ist.“ Die Badener nannten sie Viardot-Garstika.

Sie war in der Tat alles andere als eine Schönheit. Selbst die Bilder Pietschs bezeugen dies. Aber ihre Kunst verklärt sie wieder, und so wirkte sie doch wieder schön. Das mag sein, was der junge Storm mit seinem Paradox meinte.

Das war es aber auch, was Turgeniew meinte. Und so mag er doch wieder durch die Kunst zuerst an sie gefesselt gewesen sein. Er war der große Ästhet unter den großen Russen, der Westler, der mit Tolstoi in Paris und mit Dostojewskij in Baden-Baden gebrochen hat — brechen mußte. Den Ästheten zog es zur Viardot.

Aus den Briefen, die Iwan Turgeniew an den Zeichner Ludwig Pietsch geschrieben hat, geben wir einige Stellen wieder, die den eigenwilligen Stil des Dichters sowohl als auch die Atmosphäre um die Viardot darstellen.

Baden-Baden, Schillerstr. 277,
den 27. Januar 1865

Lieber Pietsch,

ich hätte längst auf Ihren freundlichen Brief antworten sollen — aber diesmal war es nicht die Jagd allein, die mich daran hinderte. Ich habe eine Reise nach Paris machen müssen — wohin ich nächstens zurückkehre. — Ich verheirate nämlich meine Tochter an einen jungen Franzosen — die Hochzeit findet statt am 20. Februar — und dieses sonst fröhliche, mir aber als Pseudo-Familienvater sehr neue und ungewohnte Ereignis hat — wenn nicht meine ganze Tätigkeit — doch meine ganze Denkkraft in Anspruch genommen. Sie werden auch diesmal mit einem kurzen und trockenen Brief vorlieb nehmen müssen — und es ist mir überhaupt bloß daran gelegen — Sie für Ihre lieben Zeilen zu danken und Ihnen wissen zu lassen —, daß ich noch existiere und Gott sei Dank — ziemlich leidlich. — Ich weiß nicht, ob Hunger wirklich der beste Koch ist — aber das Faulenzen ist gewiß der beste Arzt. — Nur ganz exzeptionell privilegierte Naturen, wie Mme Viardot können zugleich sehr tätig, sehr wohlgemut

und sehr gesund sein. — Sie hat in der letzten Zeit sechs Gedichte von Mörike in Musik gesetzt — gewiß das beste, was sie noch in der Art getan hat — hat den Propheten in Karlsruhe gesungen — (mir mißfiel die Musik unsäglich — sie selbst ist aber in alter Größe erschienen) — und am 31. dieses Monats singt sie in einem Konzert in Stuttgart — um Schuberts Andenken zu feiern. — Das ganze Haus im Tiergarten steht im besten Flor — und also geht es auch mir gut. Vom 5. Februar — bis zum 25. bin ich in Paris — Rue basse, 10, Passy — und würde mich sehr freuen, etwas von Ihrer — jetzt nicht mehr ganz unleserlichen Handschrift zu Augen zu bekommen. Indessen drücke Ich Ihnen aufs herzlichste die Hand, grüße Ihre Frau und Familie und bleibe

Ihr getreuer I. Turgenjew.

Baden-Baden, Schillerstr. 277,
Donnerstag, den 21. Dezember 1865

Mein lieber Freund,

Ich habe Ihren Brief mit einem Gefühl wahrer Genugtuung und Freude gelesen und danke Ihnen dafür. Sie haben mir in der Tat nichts Neues über Mme V. gesagt — aber daß Sie die herrliche Frau so gut kennen und so trefflich beschreiben — das war ein Fest für mich. Auch daß ihr Einfluß und ihre Wirkung in den Berliner Kreisen so mächtig gewesen — war auch nichts Unerwartetes, — und doch höchst Erfreuliches: dieses frohe sich Entfalten einer wahrhaft genialen Natur — muß ein Schauspiel gewesen sein. — Nun sind wir alle Berlin viel verpflichtet: denn sie ist wirklich ganz anders zurückgekehrt, als wir sie entlassen hatten: so wohlgenut, rüstig und lebensfroh habe ich sie schon lange nicht gesehen. Sie hat uns vieles von ihrem Berliner Leben erzählt und da kam Ihr Name oft genug auf ihre Lippen. — Nun müssen wir alle tüchtig arbeiten — und im Sommer sind wir wieder alle zusammen in Baden — nicht wahr? . .

Baden-Baden, Schillerstr. 277,
den 21. April 1866

Liebster Freund,

Von einer sehr langweiligen Auerhahnjagdexpedition eben zurückgekehrt, find' ich Ihren Brief — und muß mit von Schamröte glühendem Gesicht gestehen, daß ich — wenn nicht ein vergeßliches — doch ein sehr faules Tier bin. — Je älter man wird, je schneller



Turgeniew als Ogre. Nach Ludwig Pietsch

gleitet einem das Leben unter den Fingern weg — und man findet Zeit zu nichts — ob schon man eigentlich gar nichts tut. — Solche philosophische Reflexionen sind auch eigentlich nie etwas anderes als Entschuldigungen — und deswegen höre ich auf, in die Tiefe zu streben — und mache mich etwas breit — d. h. ich schreibe.

Aus dem zuerst erwähnten Umstande werden Sie einsehen können — daß es mir, dank Ihrer Salbe — ganz gut geht — und an meiner Hand spür' ich jetzt nichts mehr. Was aber weit wichtiger ist — auch Mme Viardot geht es endlich besser, nach langem Hin- und Herschwan-ken — und grade heut hat sie zum erstenmal nach einem Monat gesungen — in einer höchst glänzenden Matinée in der Tonhalle, mit Prinzessinnen, Fürstinnen und ähnlichem Gewürm. Es war großartig — besonders ein Schubertsches Lied — der „Doppelgänger“ — Man bekommt dabei so ein leises Todesgeriesel im Rückenmark, das sich in kalten Entzückungstränen auflöst — das müssen sie hören! Auch die Decone, die nach London geht, und die Schröder sangen prächtig. — Der „Tiergarten“ steht eben jetzt im schönsten Flor — physisch und moralisch: mein Schlößchen rückt gewaltig vor — und am 1. Oktober werd' ich mich dort etablieren. Da ist ein Zimmer, welches die Kinder „Chambre de Pietsch“ getauft haben. — Aber Sie kommen natürlich früher, im Sommer — und werden noch im Anblick der lebenswürdigen Mme Anstett schwelgen können . .

Baden, Tiergartenstr. 3, den 27. Mai 1868

Victoria! lieber Pietsch! — Die erste Vorstellung der neuen Operette „L'ogre“ — hat vor drei Tagen stattgefunden — in Gegenwart der Königin von Preußen — und der Erfolg ist ein glänzender gewesen. — Die Musik ist allerliebste, poetisch, schwungvoll: das ist wieder etwas anderes als „Krakamische“: — mehr Feuer und eine größere Mannigfaltigkeit. — Eckert akkompagnierte; Madame V. hat prachtvoll gesungen — alles ging gut und leicht. — Wir haben einen „pas oriental“ im zweiten Akt, — „régie par M. Beauvat, maître de ballet du Théâtre Grand Ducal“ — so stand es auf dem Programm — excusez du peu! Warum sind Sie nicht da gewesen? Pends-toi, brave Crillon! . .

Karlsruhe, Hotel z. Erbprinz,
Dienstag, den 1. Dezember 1868

Mein lieber Freund,

Tausend Dank für die wirklich reizende Photographie. — Sie bekommt einen Rahmen und wird künftighin mein Zimmer schmücken. Ja, mein Freund, ich bin 50 Jahr alt geworden — oder, wie Sie sich euphemistisch ausdrücken — Ich habe die erste Hälfte meines Jahrhunderts zurückgelegt, hoffe aber auch nicht einmal das Ende des künftigen — nächsten — Viertels zu sehen. — Übrigens weiß ich ganz genau die Jahreszahl meines Todes: 1881 — Meine Mutter hat es mir vorausgesagt — in einem Traume — die selben Ziffern wie im Jahre der Geburt — 1818 — nur anders gestellt — ja, ja: ich sterbe ganz gewiß im Jahre 1881 — wenn es nicht früher — oder später — geschieht. Aber 50 ist eine schlimme Zahl! — Man muß sich resignieren.

Madame V. hat ein schönes Appartement bezogen — Langestraße 235 — mit einem großen Salon, wo die Musik ganz prachtvoll klingt. Sie hat schon einmal in einer Soiree bei Freund Pohl gesungen — Arien von Schubert und Schumann (besonders die eine — „Sehnsucht“ — man muß es hören!) — Lessing war da — der sieht aus wie ein österreichischer Major a. D. — Eine so herbe, derbe, stramme Gestalt — und ein so flauers, weiches, saftloses Talent! Es war da ein Maler — Hr. v. Breuer — der sprach mir viel von Riefstahl und anderen Berliner Künstlern — scheint aber selbst ein oberflächlicher — und nicht ganz gerader Hurluberlu zu sein. Kennen Sie ihn? — Dem Woltmann bin Ich noch nicht begegnet — werde ihn aber natürlich mit offenen Armen empfangen — wie auch den Riefstahl. — Didie arbeitet sehr fleißig; sie hat mir zu meinem Geburtstag eine Kreuzabnahme gemacht — ein wahres Wunder! Das Kind hat mehr Imagination im Kopfe als zehn Lessings! Sonst geht alles gut; der arme Viardot altert sehr. Zum Glück ist Bertha in Baden geblieben!! . .

LEMERCIER DE NEUVILLE

Souvenirs d'un Montreur des Marionettes

1867

Théâtre érotique de la rue de la santé um die Mitte des 19. Jahrhunderts. Die Marionetten Lemerrier de Neuville stellten keck und frech die Zelebritäten der Epoche dar. Am Gängelband der Erotik zappelten sie alle. *Cherchez la femme!*

Lemerriers Satire war pikant und mokant. Er schuf seine Puppen selbst, schrieb eigene Stücke und ließ die Schnüre in seinen Händen spielen. Er hatte Niveau und Stil. Das Puppentheater wurde zur literarischen Mode. Musiker wie Bizet, Gounod, Delibes, damals noch unbekannt, wirkten als Pianisten mit.

Bald machte das *Théâtre érotique* seine Tourneen durch Europa. Vor allem die Bäder wurden aufgesucht: Ems, Homburg, Baden-Baden. Nach Baden-Baden ist es einigemal gekommen. In den *Souvenirs d'un Montreur des Marionettes* erzählt Lemerrier de Neuville von seinen Erlebnissen.

Seit der Unterdrückung des Spiels gehen wir Franzosen nicht mehr in die Bäderstädte Deutschlands, die so glänzend waren zur Zeit des Kaiserreichs. Dorthin zog sich ganz Paris während einiger Wochen zur Ferienzeit und es fand bald alle gewohnten Vergnügen: Theater, Rennen, Feste und dazu noch das anreizende Roulette und Trente et Quarante. Daher mußte ich natürlich auch dorthin reisen, wo ganz Paris versammelt war.

Im Jahre 1867 wagte ich mich im September nur nach Baden-Baden, wurde gut aufgenommen und kehrte 1868 und 1869 zum letztenmal dort ein.

Ich wurde Mme Rattazzi und Mme de Solms und später Mme de Rute vorgestellt. Mme Rattazzi, die Kusine des Kaisers, war eine Erscheinung von besonderer Eigenart. Sehr schön, geistreich, gute Schriftstellerin. Sie versammelte um sich Künstler, Schriftsteller und auch die Männer der Politik, die ihr sehr fleißig die Cour machten. Sie wurde die Egeria Ponsards und die intime Freundin von Tony Révillon. Ich sah Alfred de Caston, den Zauberkünstler und Mnemotechniker, wie er ihr auf den Rennen die Hand gab und sich um sie

bemühte, worüber man sich sehr wunderte. Sie hatte nur den einen Fehler, sie war taub, aber sie verdeckte ihn mit einem ständigen Lächeln und wußte wohl, daß er ihr nur Angenehmes sagte.

Eines Tages begleitete ich sie in den Spielsaal und setzte mich neben sie. Sie konnte sich erlauben, viel zu verlieren. Ihr Mann, der sie dort bemerkte, wollte ihr Ratschläge geben, aber sie sagte ihm verärgert:

„Oh, ich bitte dich, geh weg, du bringst mir Unglück!“

Der Staatsmann lächelte diplomatisch und zog sich zurück.

Eine Minute später erhob ich mich, um nicht zu stören.

„Bleiben Sie doch“, rief sie mir zu. „Sagten Sie nicht vorhin, daß Sie niemals gespielt haben?“

„Es stimmt.“

„Das ist gut. Setzen Sie sich und sagen Sie mir, welche Nummer ich spielen soll!“

„Aber, gnädige Frau, ich habe keine Ahnung vom Spiel und es wäre mir sehr peinlich, wenn Sie durch mich verlieren würden.“

„Aber nein! Einer, der noch nie gespielt hat, gewinnt. Da spielen Sie für mich, Sie werden bestimmt gewinnen!“

Damit schob sie ihre Louisdor mir zu.

Ich sah, wie die Spieler gleichzeitig auf verschiedene Nummern setzten, und ich nahm vier Louisdor und setzte damit nur auf die 17, ohne zu wissen, was es bringen würde, wenn ich gewinne. Die 17 kam heraus, und ich bekam 68 Louis ausgezahlt. Ich war erstaunt.

Mit ihrer zarten Hand schob Mme Rattazzi eilig den kleinen Haufen Gold zusammen und in ihren Geldbeutel, und indem sie sich erhob, sagte sie:

„Ich danke Ihnen, ich habe meinen Verlust wieder gewonnen. Jetzt könnte sich das Glück wieder wenden. Lassen wir's bleiben.“

Der unerwartete Gewinn ging mir den ganzen Tag im Kopf herum, verfolgte mich bis zum Abend. Warum wage ich's nicht auf eigene Rechnung, wenn ich soviel Glück habe? Ich konnte natürlich nicht mit Goldstücken spielen, aber mit Fünffrankenstücken setzte ich wieder auf die glückbringende 17. In nicht weniger als zehn Minuten verlor ich 100 Franken.

„Lassen wir's bleiben“, sagte ich wie die große Dame.

Ich zog mit erleichterter Börse ab, wenig stolz auf mein Unternehmen.

Später nannte mich Mme Rattazzi einen Glückspilz und empfahl mich ihren Freunden als Glückbringer, aber niemand machte davon Gebrauch.

In Baden-Baden lernte ich auch Desbarolles, den Chiromanten, kennen. Er war ein charmanter, sehr feiner Mann, natürlich ein ausgezeichneter Beobachter, der sehr von seiner Wissenschaft überzeugt war. Auch wenn er die Hand einer ihm unbekannten Person sah, analysierte er sie mit der Lupe und sagte oft sehr Zutreffendes, was die Leute erstaunte.

Ich war in der „Rose“ abgestiegen, einem sehr bescheidenen Gasthaus, das sich in der oberen Stadt auf dem Marktplatz neben der Kirche befindet. Die für die Saison engagierten Komödianten wohnten dort in Pension und Desbarolles, der nicht reich war, wohnte auch dort.

Am Morgen meiner Ankunft, als ich mit einem Schauspieler namens Courdier sprach, trat ein Herr um die Fünfzig mit liebenswürdigem Gesicht, mit feingeschnittenem Mund unter dem ergrauten Bart ein. Er sah uns mit schwarzen, blitzenden Augen an, nahm seinen Hut ab und setzte sich an einen Tisch. Courdier fragte mich leise:

„Kennen Sie Desbarolles?“

„Dem Namen nach, aber ich habe ihn noch nie gesehen.“

„Es ist der Herr, der soeben eintrat.“

„So, ich würde ihn gerne kennen lernen.“

„Das ist leicht, aber ich werde nicht sagen, wer Sie sind, weil ich sehen will, was er sagt, wenn er Ihre Hand sieht. Warten Sie mal.“

Damit wandte er sich an Desbarolles:

„Wäre es Ihnen angenehm, einen Blick auf die Hand dieses Herrn zu werfen?“

Desbarolles lächelte. Er war an solche unvorhergesehenen Konsultationen gewöhnt, zog seine Lupe aus der Tasche und nahm meine Hand.

„Ei, eil Kurios“, sagte er, „sind Sie Maler?“

Ich antwortete nicht.

„Es ist so“, fuhr er fort. „Ich werde Sie nicht mehr fragen, bis ich alles gesagt haben werde. Also Sie sind Maler, ich nehme es nicht

zurück. Auch Bildhauer, und Sie haben eine Beschäftigung mit den Händen, obwohl man keine Anzeichen davon auf Ihrer Hand sehen kann. Viel erfinderischer Sinn! Das ist bizarr. Sie sind auch schriftstellerisch tätig, Sie machen auch Verse, Sie arbeiten mit viel Finesse und ausdauernd. Ah, ah! Sie sind Schauspieler oder Sie tragen wenigstens vor. Sie sind verwegen, ohne unverfroren zu sein, Sie sind sogar bescheiden. Sie sind kein Egoist, aber dennoch herrscht das „Ich“ in Ihrer Hand vor.“

Courdier sagte:

„Ausgezeichnet! Aber der Beruf des Herrn?“

„Sein Beruf? Aber er übt sie alle aus, die ich nannte.“

„Bravo“, sagte Courdier, „lassen Sie mich Ihnen jetzt Herrn Lemer-
cier de Neuville vorstellen.“

„Habe ich mich getäuscht?“ fragte Desbarolles. „Leider geht meine
Wissenschaft nicht soweit, daß ich auch noch den Namen aus den
Handlinien lesen kann.“

Desbarolles, den ich auf meinen Tournen wiederholt traf, wurde
einer meiner besten Freunde.

LE ROMAN DE BADE

Par un Chroniqueur

1867

Im Jahre 1867 erschien in Brüssel ein Buch mit dem Titel *Le Roman de Bade*. Der Verfasser war anonym. Die mokante und etwas frivole Schreibweise ließ auf eine Verfasserin schließen, die zu den vielen *prêtresses de l'amour* zählte. Man vermutete hinter der Anonymität Madame Rattazzi, die als Romanschriftstellerin bekannt war. Da aber von ihr selbst ein wenig schmeichelhaftes Porträt darin zu finden ist, ist dies wenig wahrscheinlich.

In diesem *Roman de Bade* werden die Löwen und Löwinnen des Tages, die Halbwelt und Unterwelt des zweiten Kaiserreichs dargestellt. Daneben findet sich auch ein kleines Kapitel über den Skeptiker auf der Kurpromenade: Ernest Renan. Zahlreiche Kulissen-geheimnisse aus der Theaterwelt werden ausgeplaudert. Die Herren der Spielbank werden porträtiert.

Antoine Louis Clapisson

Als Edouard Bénazet am 11. August 1855 die neuen Prunksäle des Konversationshauses eröffnen ließ, da befand sich unter den Eröffnungs-Veranstaltungen die Operette *Les amoureux de Perette* von Clapisson. Der Komponist hatte diese Operette eigens für diesen Zweck geschaffen.

Wer war Clapisson?

Antoine Louis Clapisson ist am 15. September 1808 zu Neapel geboren und am 19. März 1866 zu Paris gestorben. Er war als Violin-virtuose ebenso beliebt wie als Komponist viel gesungener Romanzen. An Bühnenwerken hat er nicht weniger als einundzwanzig komische Opern und Operetten geschaffen, von denen *La promise* (1854) und *La Fanchonette* damals den größten Erfolg hatten. Vergessen sind sie heute alle.

Clapisson war am Pariser Conservatoire als Theorielehrer und Konservator angestellt. 1854 wurde er in die Académie Française aufgenommen. Seine berühmte Sammlung alter Musikinstrumente verkaufte er dem Konservatorium.

Im *Roman de Bade* lesen wir eine äußerst interessante und mokante Glosse über Clapisson, die auch seine Aufnahme in die Akademie ironisiert.

Clapisson fehlt! Nicht nur am Spieltisch, auch bei den Unterhaltungen im Konversationsgebäude. Dieser Musiker und Komponist war der Durchschnittspoesie seines *Postillon de Mme Ablon* treu geblieben, einer Oper, die man höchstens unter solchen vom Stil Paul Henrions als Meisterwerk gelten lassen kann. Er war heiter und mitteilksam, ohne dabei mehr Geist als Talent zu zeigen. Zum Glück braucht man, wenn man einmal Mitglied des Instituts ist, keine weiteren Proben seines Könnens abzulegen. Immerhin wurde eine musikalische Messe von Clapisson von Schülern des Konservatoriums bei der Hochzeit seines Sohnes in der Kirche von Samois aufgeführt. Es war noch vor seinem frühzeitigen Ende, und sie war nicht schlecht. Seine offene Art flößte jedermann Vertrauen ein, das keiner zu bereuen brauchte. Kann man ein schöneres Loblied singen auf einen Mann, dem das Glück sicher holder gewesen wäre, wenn er es weniger verlacht hätte?

Frau Clapisson spielte für zwei. Sie begab sich vom Frühstückstisch an den Spieltisch, um sich dort kleine Vorteilchen zu verschaffen. Ihr knauseriges Spiel beschränkte sich auf das Stechen von Karten, auf denen sie mit Stecknadeln alle Einsätze einzeichnete, und erst in letzter Minute verließ sie ihren Stuhl wieder. Davon konnte sie allerdings nur im Traum reich werden. Clapisson stellte ihr immer wieder vergeblich vor, daß die Pacht der Spielbank, deren Chancen höher stehen als die der Hasardspieler, zunächst sich auf 1 700 000 Franken im Voranschlag beläuft und in einem durchschnittlichen Jahr 2 300 000 Franken einbringt — es blieb ein Schwertschlag ins Wasser. Wir suchten durch Parallelfälle den Musiker zu trösten, der seinen Kummer nicht verbergen konnte. Wir nannten ihm zwei oder drei von der Spieleleidenschaft besessene Damen, die ihre freigiebigen Männer absichtlich bis aufs Hemd ruinierten, um sie gänzlich bloßzustellen. Eines Tages, als wir eine sehr zweifelhafte Dame aus dem Wirtshaus wanken sahen, die sich nicht gescheut hatte, sich dort regelrecht zu betrinken und daher im Gehen leichte Zickzacklinien beschrieb, sagte ich zu ihm: „Schauen Sie sich dieses Weibsstück an, sie hat min-

destens zwei Flaschen geleert. Die Spielleidenschaft kann zwar viel Unordnung in einen Haushalt bringen — doch wie erniedrigt erst die Trunksucht eine Frau!"

Der ausgediente Musiker schüttelte den Kopf und sagte seufzend: „Ich wäre gar nicht böse, wenn Frau Clapisson heute morgen im Hotel mehr als gewöhnlich getrunken hätte, wissen Sie warum?“ „Wirklich nicht.“

„Sie hätte dann niemals sechs Stunden am gleichen Tisch ausgehalten, ohne sich zu rühren.“

Ernest Renan

Die skeptische Wissenschaft und Geschichtsbetrachtung hat im Frankreich des Second-Empire keinen leidenschaftlicheren Enthusiasten als Ernest Renan (1823—1892). Das klingt paradox und ist doch Wahrheit: der kühle Zweifler wird zum erhitzten Prediger eines neuen Glaubens — des Glaubens an den menschlichen Geist. Die „Theokratie des Geistes“ soll die „Theologie des Glaubens“ ersetzen. Das müde skeptische Lächeln schlägt haushoch das flammende Fanal der Wissenschaft und Vernunft!

In dem Kampf um die *Christologie* schreitet Renan in den Spuren jenes „Bildungsphilisters“ David Friedrich Strauß, der das „Leben Jesu“ als Mythos zerfasert und demaskiert. Sein größter Schüler ist Nietzsche, der gerade das Wort vom „Bildungsphilister“ geprägt hat. Die Geschichte predigt den Aufstand gegen den christlichen Mythos. Renan ist historischer Skeptizist, radikaler Desillusionist.

In den 60er Jahren sehen wir auch diesen Zweifler auf der Kurpromenade. Er zweifelt noch an seinem Zweifel — er ist eigentlich ein Verzweifelter! Was mag er nur denken, wenn er die Gesellschaft des zweiten Kaiserreichs auf der Promenade oder am Spieltisch sieht? Unser namenloser Verfasser des *Roman de Bade* beobachtet ihn und sucht hinter die Geheimnisse seiner breiten Gelehrtenstirne zu dringen. Ganz gewiß zweifelt er daran, daß es am Spieltisch so etwas wie ein „Glück“ gibt! Glück? Ein Atavismus des Glaubens! Er wird es bestimmt entzaubern.

Was! Herr Renan auch in Baden? Dieser verrückte Geistliche, der

die Katholiken zu Juden machen will, um sie zu befreien! Nichts als Enttäuschung, Ekel, Abtrünnigkeit und das Gefühl der eigenen Ohnmacht möchte sein glaubensmüdes Herz, das nur noch für die schönen Augen der Göttin Vernunft schlägt, an die Stelle der leichtfertigen Illusionen setzen, die hier herrschend sind.

Das Konversationshaus ist nicht der Vatikan, Baden ist nicht Rom, und wenn sich auch Herr Renan nur auf der Durchreise nach Genf, wohin ihn der Friedenskongreß zieht, hier aufhalten wird, so wird er doch die Erfahrung machen müssen, daß diese Stadt, so tolerant sie sonst sein mag, einen Garibaldi der Idee, der in Christus nichts als eine einfache Privatperson sieht, nicht mit offenen Armen aufnimmt. Es könnte vollauf genügen, daß ein protestantischer Bibelverkäufer zwischen Trinkhalle und Theater christliche Propaganda treibt. Eine Kanzel mit einem Priester wäre hier fehl am Platz, dagegen eher eine Tribüne, von der aus sämtliche Religionen als ein Gewebe von Fabeln entlarvt würden. Deutschland hat schon genug an seinem Dr. Strauß, diesem Moses ohne Sinai.

Herr Ernest Renan in Baden? Erbebe Roulette und Trente et Quarante! Begrüßt ihn nicht, den Mann von Talent, den Hebräerfreund, der Übersetzungen schreibt, den Dichter der Verneinung, den Anbeter des Nichts! Morgen schon würde er das göttliche Recht angreifen, würde den guten Glauben an Kugeln und Karten verhöhnen, würde den Fünffrankenstücken die Hoffnung nehmen, die Bank zu sprengen. Gegen die Chance, den Zufall würde er die Anklage der Fälschung erheben.

Es sollte mich nicht wundern, wenn dieser verfehlte Diakon, der sich beständig im Zustand des Protestes befindet, es versuchen würde, die schon von vielen Moralpredigern und Pechvögeln gegen die Spielbank geschleuderten Schmähschriften durch seinen Geist aufzufrischen und durch seinen Ruf als Ketzer leichter im Volk zu verbreiten.

Doch wehe der Liebe! Denn wahrscheinlich würde er mit dem Gefühl, das er am wenigsten empfindet, beginnen. Um lieben zu können, muß man glauben. Das bloße Erscheinen Ernest Renans würde genügen, um die gefallenen Engel, die Verführung, Poesie und Romane zu ihrer Entschuldigung vorbringen, in wilde Flucht zu treiben. Die Frauen, die weniger leicht von dem Weg abzubringen sind, auf dem

ihr Herz das gesuchte Ideal gefunden hat, müßten es sich gefallen lassen, diesen Leviten einer von Grund aus entzaubernden Philosophie sagen zu hören: Auch die Hunde machen es nicht anders.

Madame Rattazzi

Die Mutter der Madame Rattazzi war eine der zwölf Töchter Lucien Bonapartes, des jüngsten Bruders Napoleons. Lucien hat bekanntlich bei den Vorgängen des 18. Brumaire eine entscheidende Rolle gespielt, war jedoch der einzige aus dem Geschlecht der Bonaparte, der keinen Thron erhielt und sich mit dem Fürsten von Canino zufrieden geben mußte. Er war ein eitler Theaterheld und Romanschreiber, was festzuhalten im Hinblick auf seine Enkelin nicht ganz unwesentlich sein mag.

Die Mutter Lätitias war die Witwe des Wechselagenten Joubberthon. Als Napoleon I. Kaiser wurde, forderte er vergeblich die Trennung dieser Ehe. Trotzdem war Lucien mehrfach verheiratet. Lucien wollte später mit seiner Familie nach Amerika auswandern. Er wurde aber in England festgehalten.

So kam es, daß seine Tochter Lätitia in England sich 1821 mit dem Iren Thomas Wyse verheiratete. Von diesem lebte sie schon seit 1828 getrennt. Sie hielt sich meist in Deutschland auf, in Aachen und Baden-Baden, wo sie als „nicht standesgemäßer“ Abkömmling der Napoleonischen Familie den Schreck Stephanies bildete.

Marie Wilhelmine Lätitia ist 1825 aus dieser Ehe hervorgegangen. Sie verheiratete sich 1848 zum erstenmal mit einem Elsässer namens Solms und nannte sich von da an Gräfin Solms. 1864 vermählte sie sich mit dem piemontesischen Staatsmann Urbano Rattazzi, der neben Cavour als der bedeutendste italienische Politiker galt. 1879 ging sie eine dritte Ehe mit dem Spanier Louis de Rute, dem früheren Staatssekretär und Abgeordneten der Cortes, ein.

Sie hieß also Marie Bonaparte-Wyse-de Solms-Rattazzi-de Rute und war nacheinander Engländerin, Französin, Italienerin und Spanierin — eine wahrhaft kosmopolitische Frau! Rechnet man dazu, welche Nationalitäten sie sich auf Grund ihrer Liebesbeziehungen noch hätte erwerben können, so möchte man sich respektvoll vor ihr verneigen. Auch sie war als Madame Rattazzi mit ihrem Gatten oft in Baden-Baden. In der Luisenstraße erinnert ein Haus an den Namen.

Wir sind wieder von dem Schloß der Markgrafen, die in der Hierarchie des Adels lange Zeit nur als Marquis galten, herabgestiegen. Wünschen Sie nun, daß der Spielleiter in seinem Kartenschloß Ihnen ebenso viele adlige Damen und Herrn zeigt, als es Könige und Damen beim Kartenspiel gibt? Nichts leichter als dies, sobald nur wenigstens zweihundert Personen um die grünen Spieltische versammelt sind, die auf dem Höhepunkt der Saison schon Tausende sahen:

Ihre Hoheit spielen: Da gibt es Halb-fürsten, Schein-grafen und Teilbarone. Der bekannte Gramond-Caderousse war zwar nicht der erste Herzog seines Stammes, doch wäre es ihm sehr unangenehm gewesen, wenn er nach dem genauen Zeitpunkt seiner Erhebung in den Herzogstand gefragt worden wäre. Wenn der deutsche Kaiser Joseph II. in Geldnöten war, scheute er sich nicht, sogar Fürstentitel ans Ausland zu verkaufen. In der Pariser Gesellschaft befanden sich ein Bankier und ein Dentist, die auf diese Art und Weise Grafen des Heiligen Römischen Reiches geworden waren. Ihre Enkel gelten heute als Abkömmlinge der Kreuzritter. Auch Napoleon I. ordnete einmal an, daß alle Senatoren und Staatsräte ohne Titel sich Grafen nennen sollten. Doch ließ es sich der Kaiser nicht einfallen, einen Titel ohne Majorat für erblich zu erklären, so daß bei der Erbfolge berechnete Zweifel über die Gültigkeit aufkamen. Nach einem neu veröffentlichten Gesetz besteht das Recht, von jedem Adligen den Beweis zu verlangen, daß Eltern und Großeltern ebenfalls schon den Adelstitel trugen; das ist aber auch alles. Vor nicht allzu langer Zeit kam ein Justizbeamter, der seinen Barontitel auf diese Weise nicht halten konnte, um Entlassung ein, um nicht öffentlich seinen Titel einzubüßen, den er bis dahin unangefochten getragen hatte. Im darauffolgenden Jahr verlieh der Kaiser dem Entlassenen eine besondere Auszeichnung, indem er ihn zum Baron qualifizierte. Ein anderer, der noch kurz zuvor als Enkelsohn eines zum Wagenbauer emporgestiegenen Droschkenkutschers galt, ließ kürzlich in Baden und Paris ein Rundschreiben herumgehen, in welchem er bekanntgab, daß er kraft eines bestimmten Urteilspruches wieder den Titel eines Baron d'Irison angenommen habe, der von alters her seiner Familie zugestanden hätte. Wenn in jedem Land so viele Unklarheiten über die Adelsgesellschaft herrschen, ist es das einzig Richtige, sich wie die Dienstboten nur auf die Visitenkarten zu verlassen.

Man kann Halbfürstin oder Marquise sein, ohne deshalb zur Familie der Baronin d'Angle zu gehören, die erst A. Dumas Sohn zur Baronin und zum Engel gemacht hat, doch nur soweit, als seine Kameliendame dieselbe Rolle hätte spielen können. Wird nicht auch eine Murat Fürstin genannt, die einen einfachen Baron de Chassiron geheiratet hat? Welcher von beiden stammt aus dem vornehmeren Haus? In einem solchen Falle entscheidet das Alter. In Frankreich hat allerdings eine Frau meistens nur die Adelsrechte ihres Gatten. Es besteht eine Ausnahme für zwei Fräulein Murat, Cousinsen seiner Majestät des Kaisers Napoleon III., und für Frau Rattazzi, geborene Bonaparte. Doch außerhalb unsrer Landesgrenzen nimmt man das nicht so genau. Im Grunde genommen bedeutet es für eine Fürstin keinen Abstieg, wenn sie Liszt, oder für eine Gräfin, wenn sie Balzac heiratet.

Um es ganz genau zu nehmen: War es in der Restaurationszeit möglich, daß eine Bonaparte mit dem legalen Fürstinnentitel geboren wurde? Das gute Geschäft, das Madame Rattazzi macht, sowie all ihre persönlichen Reize lassen erkennen, daß sie unter der Regierung Louis Philipps geboren wurde, der den Titeln weniger Gewicht beimaß als sein königlicher Vorgänger.

Der erste Gatte dieser großen Dame war vollkommen bürgerlich, obwohl man sie überall als Fürstin Solms betitelte. Der arme Herr Solms hatte Grund zur Eifersucht, denn über ihm stand nicht der glückliche Stern des Königs Victor Emanuel, dessen gute Lebensart seiner Autorität weitgehend nachhalf und der zwar ebenso unterhaltend, aber weniger reich und freigiebig als Herr von Pommereux war, weniger Dichter als Ronsard und Alfred de Musset, wenig arbeitssam und kaum dazu berufen, heftige Diskussionen mit der Geschicklichkeit eines Herrn Schneider zu leiten. Mußte er nicht jedem von ihnen die Ehre neiden, ein größerer Fürst als er selbst in seinem eigenen Haus gewesen zu sein, einem Haus, in dem nur noch ein schwacher Abglanz auf seinen eigenen Namen fällt, der mehr und mehr in Vergessenheit gerät? Eine Villa, einzig eine Villa, wird eines Tages in Aix-les-Bains nach den Festen gefragt werden, die die schönste aller Frauen darin für Italien und Frankreich veranstaltet hat. Hier lernte der König Victor Emanuel mit Leichtigkeit, gegen Bona-

parte weniger mißtrauisch zu sein. Es genügt festzustellen, daß die Annexion Nizzas und Savoyens durch das Kaiserreich in der einzigartigen Villa der Fürstin Solms, der Cousine des Kaisers, ihren Anfang genommen hat. Hier war es, wo die Vorbereitungen zu den Unterhandlungen betreffs der überraschenden Hochzeit der Prinzessin Clotilde mit dem Fürsten Napoleon angezettelt wurden. Eine Verbindung, die als Einleitung, wenn nicht sogar als Bedingung einer Allianz gegen Österreich diene. Viele Dichter, an die man wie an Orakel glaubte, gingen hier ein und aus. Hier spielte man mit glänzendem Erfolg Komödie, während in Turin und Lyon die Theater leer waren. Parasiten des Geistes und des Herzens, die in jedem andern Schloß als Bettelgesinde in die Küche geschickt worden wären, wurden hier an einer Tafel empfangen, an der die Großen der Erde und die Meister der Redekunst wie zu Hause waren. Doch haben diese Eindringlinge den unvergleichlichen Becher nur mit den Lippen gestreift, der sogar zu schade gewesen wäre, hinter ihnen zer- schmettert zu werden. Der gleiche Ehrenkelch, stets klar, frisch und gefüllt mit dem süßesten Trunk, ist durch anspruchsvolle Hände gegangen, regt noch immer die Dichter an und vergönnt auch manchem Staatsmann einen langen Zug.

Herr Rattazzi hat sich, obgleich er Minister ist, seiner Frau wegen schon geschlagen. Als Gegengabe hat sie ihren ganzen persönlichen Kredit im Dienst der Politik, deren Vorkämpfer er ist, rückhaltlos eingesetzt. Frau Rattazzi dichtet. Ein Geist, der solche Wege geht, ist der erbärmlichen Welt nicht gewachsen. Sie schreibt Romane, in denen sie satirische Anspielungen stets nur gegen Personen eines gleich hohen oder höheren gesellschaftlichen Ranges richtet. Fast immer sind es Frauen, die den Mut zum freien Wort besitzen; ihre Lästerzunge scheut nicht Niederlage und Fall, Verbannung und Verarmung. Ist das vielleicht der Grund, warum von verschiedenen Zeitungen der vorliegende Roman auf ein paar Auszüge hin, die in der Bäderstadt von Hand zu Hand gewandert waren, Madame Rattazzi zugeschrieben wurde? Der Verfasser kann sich durch diesen Zufall nur geschmeichelt fühlen, der ihn indirekt mit einer fürstlichen und literarischen Berühmtheit in Verbindung bringt, deren Anblick er acht oder zehn Tage lang hin und wieder flüchtig in Baden genossen hat.

Jacques und Edouard Bénazet

Jacques Bénazet ist am 3. Dezember 1778 in Foix (Ariège) geboren. Während der Schreckenszeit der Revolution war er Sekretär bei der Staatsverwaltung in Foix. 1794 bis 1798 besuchte er die Kriegsschule, 1796 studierte er Rechtswissenschaft in Bordeaux. Dort wurde er auch zuerst Rechtsanwalt.

Nach Paris übergesiedelt, begann ihn der Magnet des Geldes zu faszinieren. Er spekulierte, beteiligte sich an finanziellen Unternehmungen und erwarb sich bald die Gunst der führenden Finanzleute — was besagen will, daß er ungeheure Summen gewann.

Er war ein Spieler par excellence, das spürte er. Das Spielhaus Frascati in Paris suchte 1820 einen Teilhaber. Bénazet gewann mit 6 Millionen Franken gegen Bankiers und Großkapitalisten. Der Spieler siegte über die kalten Rechner, die gewiß nicht wenig einzusetzen hatten.

Die Spielbanken des *Palais Royal* nahmen einen märchenhaften Aufstieg. Bénazet stellte sich gut mit der Hohen Politik, wurde nach der Juli-Revolution Bataillonskommandant bei der Nationalgarde und erhielt 1832 das Kreuz der Ehrenlegion. Wenig später wurde er dann zum Oberstleutnant befördert.

In diesem Jahr wurden in England alle öffentlichen Spielhäuser geschlossen. Bénazet fürchtete Folgen für Frankreich und versuchte rechtzeitig der Gefahr entgegenzutreten. Der Bürgerkönig Louis Philipp wollte aber sein „konstitutionelles“ Herz beweisen und gab der Stimmung des Volkes gegen die Spielbanken nach: von 1838 an durfte es in Frankreich keine öffentlichen Spielbanken mehr geben. Der Vertrag mit dem Spielpächter Chabert in Baden-Baden war im Jahre 1838 abgelaufen. Rechtzeitig hatte Bénazet in Paris den Karlsruher Hofbankier Moriz von Haber kennengelernt, der ihm nahelegte, sich um die Spielkonzession zu bewerben. Haber hatte Einfluß genug, um Bénazet durchzusetzen.

Bénazet dachte auch in Baden-Baden pariserisch — das ist das ganze Geheimnis seines Erfolges. Das Theater, die Musik, die Kunst, die Presse und — last not least — die Liebe mußte hier mit der Hauptstadt in Konkurrenz treten. Mochte schon Paris die *Capitale d'hiver* sein, so mußte Baden-Baden die *Capitale d'été* werden . .

Bénazet Vater hatte den großen schöpferischen Stil des Zauberers. Bénazet Sohn war sein Nachahmer, der Zauberlehrling. Gewiß hat der Sohn den Vater in äußerlichen Stücken oft weit übertrumpft: in der Einrichtung der Konversationsräume, im Theater, bei den Rennen. Aber das war doch wohl mehr quantitativer, nicht qualitativer Art. Es sind mehr Sänger und Virtuosen, mehr Schauspieler und Kokotten gekommen, es wurden mehr Opern und Schauspiele, mehr Reunionsbälle und Meetings gegeben — aber in diesem Mehr liegt nicht die Qualität, sondern die Quantität. Auch hier gilt das Sprichwort: Etwas weniger wäre mehr!

Wohl fällt die eigentliche große Glanzperiode Baden-Badens in die Zeit der Herrschaft Edouard Bénazets, also etwa zwischen 1850 und 1870, doch ist der Widerspruch nur scheinbar. Man kann sagen, daß der Sohn geerntet hat, was der Vater säte. Als Jacques Bénazet den Herrschersitz der Spielbank bestieg, war alles noch ein Wagnis. Das Bad war nicht unbekannt, aber unbedeutend. Mit Jacques nahm es geradezu einen schwindelnden Aufstieg, und als er gerade dabei war, die Früchte zu ernten, da starb er.

Jacques Bénazet gehörte zum Juli-Königtum (1838—1848), Edouard Bénazet zum zweiten Kaiserreich (1848—1867). Das bedingt schon den Unterschied der beiden Stile. Das Revolutionsjahr 1848 bildet die Zäsur. Meister Jacques starb zur rechten Zeit.

Mit dem zweiten Kaiserreich triumphierte der Firnis und die Quantität. Auch bei Edouard Bénazet triumphiert der Firnis und die Quantität. Dieser Glanz war Talmi. Das spürt man überall.

Noch war die Hälfte des Romans von Baden nicht vollendet, als Herr Edouard Bénazet, der Ludwig XIV. der neuen Salons, in Nizza seinen letzten Atemzug tat. Er war schon lange krank, doch erschien er noch im August und September, den letzten Monaten seines Lebens, in der Loge oder im Sperrsitz seines Theaters. Auf andere Weise als sein Vater, der überall und jederzeit sein Leben in die Schanze schlug, spielte er die Rolle des Herrn. Doch war der Vater von einer besseren Haltung als die Söhne Edouard und Theodor, der unter der mittleren Regierungszeit Louis Philipps viel zu frühzeitig Redakteur des *Journal de Débats* geworden war. In einer Chronik aus der Saison von 1867 kann man lesen, der Theaterraum ließe weniger zu wünschen übrig, wenn er zu dem Schloß Fontainebleau oder Com-



In der Theaterloge. Alfred Darjou, Les Plaisirs de Bade. 1860

piègne gehörte. Die vier Seitenlogen gebärden sich wahrhaft fürstlich. Z. B. sieht man von den Orchestersesseln aus weder Toiletten noch Gesichter in der ersten Loge, was oft bedauerlich ist. Der Architekt des Herrn Bénazet hat offenbar vergessen, daß man nach Baden kommt, um zu sehen und gesehen zu werden.

Dieser Tage versuchten zwei Nachbarn von mir vergeblich, während eines Einakters ihre Operngucker auf die Bühne und auf die Loge zu richten, die ihnen ganz leer erschien, obwohl kein freier Platz darin war. Es blieb daher den Zuschauern im Orchestersitz nichts anderes übrig, als sich selbst gegenseitig zu mustern. „Können Sie im letzten Rang“, fragte einer, „jenen ordengeschmückten Herrn mit dem großen Schnurrbart sehen? Das ist Edouard Bénazet.“ — „Das wundert mich aber sehr“, entgegnete der andere, „denn er sieht gar nicht so böse aus.“

Der augenblickliche Jupiter auf dem badischen Olymp ist wirklich sehr großzügig den Künstlern gegenüber. Er bezahlt Augustine Brohan bis zu 6000 Franken für einen Einakter, für den sie in Paris keinen Louis bekäme. Von den 40 Bankhaltern beim Trente et Quarante verdienen zwölf 6000 Franken im Jahr, wobei sechs Monate lang der

Spieltisch nicht einmal dem Namen nach erwähnt wird. Die „Zimmerherrn“ (so nennt man die Saaljungen) erfüllen ihre Aufgabe so trefflich, daß vier oder fünf davon 100 000 Franken Einkommen haben. Der Hausmeister des Konversationsgebäudes hat kürzlich für seine Tochter den Teilhaber einer Pariser Wechselbank ausgeschlagen. Drei oder vier alte Angestellte von Pariser Spielbanken sind noch im Badener Haus beschäftigt, weil sie viel besser als die jüngeren sagen: „es geht nicht mehr“, und dafür sehr in Ehren gehalten werden.

Die Freigebigkeit des Herrn Edouard, der für seine eigene Person nüchtern und sparsam ist, steht dem augenblicklichen Wohlstand des Hauses, das sein Vater ihm mit 300 000 Franken Passiva und 200 000 Franken Aktiva hinterlassen hat, in keiner Weise im Wege. Herr Bénazet sen. war Lebenskünstler: Er empfing an seiner Tafel alle einigermaßen hervorragenden Franzosen, die sich in Baden aufhielten. Mehrere Schlösser hatte er an einflußreiche Personen, die ihm einen Dienst erwiesen hatten, verschenkt.

Schwerlich besaß jemand mehr Geist als Vater Bénazet, so lange die Bank gut ging. Doch war er abergläubisch wie alle Spieler. Wenn die Chancen sanken, warf er seinen Spielleitern vor, sie hätten nur Wasser getrunken, und bezahlte ihnen Champagner, um ihre Adern wieder mit Blut zu füllen. Wenn die Bank gesprengt wurde, rief er: „Kerle, was habt ihr denn gegessen?“

Herr Edouard Bénazet heiratete in zweiter Ehe seine Nichte, Fräulein Dupressoir. Sein Tod ist ein großer Verlust für die ganze Stadt Baden und wird allgemein sehr beklagt.

Herr Dupressoir, Neffe und Schwiegersohn von Edouard Bénazet, hatte schon zu dessen Lebzeiten einen Anteil am Spielunternehmen. Enghien erlebte im letzten Sommer den Tod des Marquis von Livry, der lange mit Herrn Bénazet dem älteren verbunden war. Der Marquis pflegte kleine Lustspiele nach seinem eigenen Geschmack im Palais-Royal aufführen zu lassen. Wenn man ihn ansah, erkannte man schon, daß er ein Mensch war, der einen andern bei der geringsten Beleidigung herausfordern würde. Sein Vater, ein sogenannter Schriftsteller, war Besitzer einer großen Pariser Spielbank.

MARIE COLOMBIER

Fin d'Empire

1869

Es ist als ein großer Glücksfall anzusehen, daß in den Jahren, in denen die Oos im wahrsten Sinne des Wortes zur Seine geworden ist, in denen das zweite Kaiserreich alles nach Baden-Baden exportierte, was Glanz und Schein, Traum und Zauber war, die ganze „Monde“ und „Demimonde“ — daß in diesen Jahren vor dem deutsch-französischen Krieg ein eminent helles und kluges Frauenzimmer, Schauspielerin und Kokotte zugleich, Marie Colombier mit Namen, nach Baden gekommen ist, um in einem Querschnitt gleichsam den ganzen tollen Wirbel der „Franzosenzeit“ in seiner Endphase, in seiner Untergangsstimmung festzuhalten.

Marie Colombier kennt ihre Freunde von der Seine sehr gut, die *prêtresses de l'amour* vom Montmartre und Montparnasse, sie kennt die Lebemänner und Kurtisanen, Abenteurer und Spieler, Glücksritter und Freibeuter, sie kennt den Trubel der *Fétards* und *Jeunesse dorée*, denn sie gehört selbst zu ihnen, ist ein Stück von ihnen.

Es ist Halbwelt und Unterwelt zugleich, die der Koloß Paris über den Rhein in das anmutige Tal gespien hat! Ein Rausch vor dem großen Katzenjammer, ein Tanz über dem Vulkan, eine Flamme in der Nähe des Pulverfasses: das ist dieses tolle Treiben der *Jeunesse dorée* im Tale der Oos!

Fin d'Empire schreibt Marie Colombier in den Titel ihrer Memoiren. Sie ist verdammt klug, die kleine Schauspielerin! Sie weiß es von der Bühne her, wie eine Tragikomödie im fünften Akt aussieht!

Die *Fétards* des zweiten Kaiserreichs, die Nichtstuer und Tagediebe, Loretten und Kokotten flanieren durch die Spielsäle und die Lichten-thaler Allee. Das bunte, halb exotische Gemisch der Boulevards und Salons trifft sich und mischt sich noch einmal, hundertmal, tausendmal.

Wie mag das alles enden?

Unsere amüsante Schwätzerin kennt sie alle ausgezeichnet bei ihren Namen und Übernamen. Sie reiht sie aneinander wie Perlen an eine Schnur, und in der Tat, sie haben einen bestrickenden mondänen Zauber und Glanz!

Namen, Namen, nichts als Namen! Aber ihr Sinn ist tiefer als ihr Klang. Ein apokalyptisches Bild steigt vor uns auf. In der Verdichtung ihres Glanzes strahlen sie wie sinkende Sterne am Nachthimmel einer sterbenden Welt.

Chronique Scandaleuse. Noch sprühen Glanz und Zauber in tausend farbigen Kugeln, und die Chroniqueure rufen emphatisch dazwischen, was sie einmal auf einem indischen Bauwerk gelesen haben:

Wenn es ein Paradies auf Erden gibt,
so ist es hier, so ist es hier, so ist es hier!

Armand Sylvestre, der Dichter der Liebe, der große Skeptiker, welcher oft und gern in Baden-Baden weilte, schrieb ein Vorwort zu diesem amüsanten Buch.

„Ich habe Paris wiedergefunden hier im freundlichen Städtchen“, so sagt er, „ganz Paris fand ich hier, spielend, flirtend und plaudernd. Es war die Zeit, als die deutschen Reisen so sehr in Mode waren, die Zeit, in welcher die deutsche Diplomatie französische Prahlerei und Naivität mit freundlichem Zynismus quittierte.

Baden-Baden, ein amüsantes, kurioses Gemälde, ein Blumengarten, eine gewollt friedliche Landschaft und ganz im Geiste des Rokoko, mit schnurrigen Straßen und Gäßchen.

Inmitten solcher Herrlichkeiten ein Wehen lauter und zuweilen auch besorgter Freuden, ein Fiebern nach Erwerb und Gewinn. Eine geruhlsame Dekoration, wo die Leidenschaften dahintoben, eine liebliche Ecke, von der königlichen Welt vergessen, hier wieder auflebend mit den frischen Farben lebendigen Erinnerns.

Welch ein Kontrast mit unserer gehetzten Pariser Landschaft, mit den bösen Stunden der Kommune! . . .“

Nichts, wirklich gar nichts — so beginnt Marie Colombier ihr Kapitel über Baden-Baden — kann uns eine Vorstellung geben von den überschwänglichen Freuden der ersten Septemberhälfte zu Baden. Nur mit den brausenden Karnevalswochen in Neapel sind sie vielleicht vergleichbar.

Eine Phantastik der von warmem, animalischem Blut durchpulsten Sinnlichkeit alter niederländischer Kirchweihfeste. wieder auferstanden im liebenswürdigen Dasein hartnäckigen Glückes an den be-

rühmten Quellen dieses Schwarzwaldidylls, ein Zeugnis ewiger sich wiederholender Zeugungskraft der Natur.

Nichts haben die Bäder eingebüßt von ihrem glückspendenden Ruf seit den Tagen Martin Luthers, seit den alten Zeiten, in denen der elsässische Franziskanermönch Thomas Murner, von der Kanzel herunter, gegen den Höllenpfuhl wetterte, wo Kardinäle, Geldleute und Kurtisanen um die Fontänen tanzten.

Wo im modernen Europa ist noch eine solche bevorzugte Stätte der Lust und der Ungebundenheit, eine Freude zu leben in einer so glückhaften Welt? Der ganze Glanz des Kontinents, die Elite des Adels, des Reichtums und der Schönheit sind hier verschmolzen ohne die geringste Besorgnis um die Etikette. Alle sozialen Nuancen sind verwoben in einer Gleichheit, die sich überall in den verschiedenartigsten Elementen formt.

Die großen Damen der Gesellschaft ebenso wie die Priesterinnen der Liebe, sie waren alle so über die Maßen elegant, von einer so graziösen Vornehmheit, daß sie fast einander glichen. Nicht daß ich den Leser in Verwirrung bringen möchte — ich denke nicht daran —, und deshalb schicke ich voraus:

Die Galanterie trug noch in keiner Epoche jene Gespreiztheit zur Schau, die wir in unseren Tagen erleben, sie war bei weitem nicht so vulgarisiert. Denn sie verstand sich auf den Dienst an der Gesellschaft, die den Erfolg verheißt.

Wenn auch ihr Leben ohne würdige Ziele gewesen ist, so hatten doch die illustren Priesterinnen der Liebe soviel außerordentlich Aufreizendes, soviel Geheimnisvolles, was ihre, mit allen Tugenden der Toleranz und Verzeihung begabten, ehrbaren Schwestern lockte. Immer fanden diese irgendeinen Vorwand, sich den großen Amoureußen zu nähern. Man erteilte sich gute Ratschläge über intime Angelegenheiten, man kreierte zusammen neue Roben, Hüte und Mäntel. Man gab sich Tips für Pferde, für das Spiel, kurz man genoß einträchtig die Wohltaten des Lebens.

Es war ein frohes Sich-Gehenlassen in dieser glückhaften Existenz. Nicht im geringsten gab es Kastengeist, nicht im geringsten Prüderie. Auf solche und ähnliche Weise wirkte man zusammen, um aus Baden-Baden einen zauberhaften Ort zu machen, wo die Prinzen mit

den Bacchantinnen einen farben glühenden Karneval tanzten, einen Karneval großer Extravaganzen und funkelnder Pracht.

Eine der vielen Bühnen ausgelassenen Daseins war der Spielsaal. Doch die Liebhaber der Roulette kamen hierher nicht einmal so sehr, um ihrer Spieleidenschaft zu frönen, o nein, sie verlangten von den grünen Tischen nur eine betäubende Sensation zu den vielen anderen. Das Spiel war für sie lediglich Ergänzung zu einer Saison unaufhörlicher Freuden.

Waren die Wetten auf dem Rennplatz beendet, so legte man seelenvergnügt seine Napoléon d'ors auf den Spieltisch, man versuchte sich im Trente et Quarante, man wußte, es werde keinem Philosophen einfallen, die Schale des Glückes zu sprengen.

Bénazet, der König dieser seligen Insel, zog mit Verstärkung von Banknoten allerhand Künstler heran. Aus der Grande Opéra, aus der Comédie française.

Im Casino bewegten sich die großen Damen der Tuilerien mit den Habitues der Theater-Premieren. In den Zwischenakten wurde zuweilen ein Spiel aufgelegt und man vergaß einen Augenblick, der Kunst Capuls oder der Lucca zu applaudieren, weil es allzu verlockend war zu beobachten, wie der Baron von Haber das grüne Tuch der Roulette mit Gold bewarf.

Da waren zwei Spielerinnen, die Damen Haritoff und Garfunkel, zwei Kusinen. Sie verbrachten ihr ganzes Leben damit, sich gegenseitig zu hassen. Darin blieben sie sich nichts schuldig. Und die Garfunkel war darauf bedacht, stets ihrer Feindin gegenüber Platz zu nehmen.

An einem der tollen Abende hatten die spitzen Worte der beiden Damen nicht mehr genügend Wirkung. Sie bewaffneten sich daher mit den Rechen, die dazu dienten, das Gold zu häufen, um sich mit diesen Requisiten Finger, Hände und Arme zu zerkratzen, indes rings herum die Goldstücke flogen. Der Saalgewaltige mußte endlich einschreiten.

Ja, gemütliche Damen waren die Garfunkel und die Haritoff ohne Zweifel . .

Das „Hotel zum Bären“ war das Zentrum der Eleganz. Um dahin zu gelangen, durchschritt man eine der schönsten Baumalleen der Welt, in der die Wipfel sich zum Dome wölbten. Ein köstlicher Schatten

erfrischte hier. In den Sonnenfleckchen auf den Platanen flimmerte eine ganze Welt überschäumender Sinnenlust.

Diese alten Bäume haben das ganze elegante Europa gesehen, die Elite Deutschlands, Frankreichs, Rußlands, Englands, Österreichs. Amerika hatte uns damals noch nicht entdeckt. Hier vergaßen die Prinzen französischer Häuser ihre Pariser Langeweile. Wochen-, monatelang traf sich hier das elegante Paris.

Da war der Prinz von Joinville, sein Sohn, der Herzog de Panthièvre, der Herzog von Chartres und der Herzog d'Aumale. Von diesem erzählte man sich, daß er einer schönen, noch nicht versierten Kleinen fünfundzwanzig Louis geschenkt habe. Die Kleine, trunken vor Freude, plauderte der blonden Caroline Letessier von ihrem Glück.

„Bist du dumm“, meinte diese mit müdem Lächeln, „du hättest ihm sagen sollen: Monseigneur, Sie scheinen keine Ahnung davon zu haben, wie die Preise seit 1848 gestiegen sind!“



Loretten im Kurhaus. Alfred Darjou, Les Plaisirs de Bade. 1860

Natürlich war unter den königlichen Besuchern Baden-Badens auch der Prinz von Wales; bei ihm waren: August, Herzog von Hamilton; Carlos, Marquis von Douglas; der Prinz Alexis von Galitzin (mit dem Beinamen der charmante Prinz, nicht zu verwechseln mit jenem Galitzin, den man die Blutwallung nannte); Esterhazy; die Prinzessin von Ungarn; Lord Carrington; Hepburn; Blandford, der Herzog von Marlborough, der kein größeres Vergnügen kannte, als sich im Adamskostüm beim Mondenschein ans Fenster zu legen und Flöte zu spielen; er hat dann später Selbstmord verübt. Da waren außerdem noch: der Prinz Hohenlohe; der Fürst von Thurn und Taxis; Harloff; Hillel Monaco; der Fürst Gagarine, der Schwager des Fürsten Menschikoff; Massena, der Herzog von Rivoli; der Graf de la Redorte; der Graf Delamarre; Paul Daru; der Herzog von Richelieu; Talleyrand-Périgord; Herzog von Montmorency; Halley Claparède, mit dem Beinamen das Luder (warum eigentlich?). Die drei Brüder Abeille, von denen zwei auf so schreckliche Art ums Leben kommen mußten; die drei Turenne, Guy, Ludwig und der Vetter Leo; der kleine Roy, der später der Geliebte der niedlichen Madame Poulet werden sollte; der Baron Finot, der die Schwester seines Freundes heiratete; de St. Germain, dem es bestimmt war, kurz nachdem er Baden-Baden verlassen hatte, in Spa beim Hindernisrennen sein Leben zu lassen; Kerjégu, der Zukünftige des Département du Nord; der Marquis von Modena; de Lagréné; Talon; Clermont-Tonnere; der Prinz Murat; der ewig junge Lafitte, der Vater der Madame de Galisset; der Graf Nesselrode; der Prinz Troubetzkoy; der Prinz Ouroussoff; die drei Radziwill, Sigmund, Karl und deren Vetter Leo; Oskar Reinach, der Bruder des Selbstmörders.

Der Stadtklatsch wurde in der Allee vor dem Kurhause besprochen, die gegenüber vom Hause Meßmer liegt, wo die Königin von Preußen wohnte. Die Königin besah sich alle Leute, die spazieren gingen, von ihrer direkt über dem Haupteingange gelegenen Wohnung aus; auf beiden Seiten dieser Klatschallee im Kurgarten waren Buden aller Art; hauptsächlich Juwelen wurden da verkauft. Besonders war es die Bude der Herren Mellerio, die die Kunden anzog. Nicht allein die Pracht und die große Auswahl der Steine, die sie verkauften, zog an, sondern auch der Kredit, der den Söhnen guter Familien oder den glücklichen Gewinnern des Roulettes oder des Trente et Quarante

sowie des Rennplatzes eingeräumt wurde, wenn sie eben mal in Zahlungsschwierigkeiten waren.

Die ganze Allee hinauf vor diesen Buden, wo es schön schattig war, standen Stühle und Tische mit Zeitungen; die Weltdamen kamen hier zusammen, besahen und kritisierten die Vorbeigehenden und erzählten sich die Neuigkeiten des Tages und der Nacht. Hier sah man gewöhnlich die Gräfin de Behague, deren Kniebeugen vor dem König von Preußen mindestens volle fünf Minuten dauerten; die Fürstin von Sagan; die Gräfin Pourtalès; die Marquise von Galiffet; Frau Abeille mit ihrer lieblichen Tochter, der zukünftigen Gräfin von Gouy, heute Baronin von Louis de la Redorte; die sehr schöne und zierliche Prinzessin von Obolensky; Madame Haritoff und Tochter; die schöne Frau Magnan; Gräfin von Mercy-Argentan; Madame Errazu und Tochter; die wunderbar hübsche Fürstin Karolath; die Baronin von Poilly und ihre Schwester, die Baronin Calobria. Von den Herren sei erwähnt: der Herzog von Castries; Arnold von Moltke, Gesandter von Dänemark; Ramon und Ludwig Errazu; der Herzog von Beaufort; Rothschild; de la Villetteux; Gaetan und Roger de Monclin; Alquier, der Direktor der russischen Eisenbahnen; der Baron de Bussière; der Erzherzog Victor, der mit seinen zwei vorstehenden Hasenzähnen, die man sofort sehen mußte, wenn er den Mund aufmachte, die Karikatur des unglücklichen Maximilian war; Paul Démidoff; de Vauvineux. Die bekanntesten Damen der Halbwelt waren: Cora Pearl; die Barrucci, die Gioia, von der man erzählt, sie wäre von Frankreich gesandt worden, um den Kaiser zu „vergiften“. Die Gioia war eine jener lombardischen Schönheiten, blond und glänzend gewachsen, und hatte wirklich etwas Hoheitsvolles. Man behauptete, der Baron Komar habe sie näher gekannt, weshalb man auch eine unangenehme Krankheit mit seinem Namen nennt, wenn man ihr den richtigen nicht geben will. Doch das sind Weibergeschichten. Sie war auf jeden Fall die Mätresse des Kronprinzen Humbert und blieb die beste Freundin des Königs von Italien. Marie Verne; Marconnet, heute königliche Hoheit unter dem Namen Gräfin de Bari; Eline Volzer, eine der drei Tänzerinnen; Douglas, eine Belgierin, die sich von einem Lord heiraten ließ; Milbank; Crenisse, vom Palais Royal; Soubise; Blanche d'Antigny, die bekannte Nana von Zola; Leonide Leblanc, mit dem Beinamen Mademoiselle Maximum,

die die Badener Spielbank zu verschiedenen Malen sprengte. Lady Muse, eine historische Person, die jeden Mann in ihren Bann zog; Schneider; Massin, entzückend in ihrer Schönheit und Zierlichkeit; sie war durch Basil Narischkin hierher gebracht worden; nun noch die beiden Caros (so nannte man Caroline Hasse und Caroline Letessier). Die erste war durch einen Prozeß bekannt geworden, den sie mit Daniel Wilson gehabt hat; die zweite kam aus Petersburg, wo sie am Theater Michel und am Stadttheater die Prinzessinnenrollen bereits gespielt hatte. Äußerlich hatte sie Ähnlichkeit mit der Metternich, auch hatte sie deren Geist, sowie die gewagte Eleganz; sie war sehr unterrichtet, sprach über alles ohne peinliche Sorgfalt und war stets guter Laune; so war sie von den Frauen gefürchtet und von den Männern sehr begehrt. Sie war nicht hübsch, aber nicht gerade häßlich, war etwas rundlich, hatte einen dicken Hals, doch wenn sie abends in die Spielsäle ging, war sofort ein ganzer Kreis um sie versammelt. Hortense Schneider, die immer angezogen war wie ein Mädel vom Lande, rief ihr einmal zu: Ich habe schon viele fette Ochsen gesehen in meinem Leben, aber nie so schöne wie jetzt! Hierauf antwortete Caroline Letessier ganz ruhig: Aber ich habe noch nie so eine häßliche Kuh gesehen! Skandal, Hauerei, Klage, Ankunft des Spielkommissärs war die Folge. Aber Lord Hamilton, der Enkel der Großherzogin von Baden, mischte sich in die Angelegenheit, und zwar zugunsten der Caro, und alles war erledigt. Die Schneider, die mit Lord Carrington war, gewann dadurch insofern, als sie jedesmal, wenn ihre Feindin vorbeiging, Lord Carrington frug: *How is your lady-cook?* (Wie geht's Ihrem Kochfräulein?)

Der Glückliche des Tages war wohl der junge Carlo Hamilton, der Neffe der Königin Augusta von Preußen. Im Restaurant neben dem Spielsaal war er zu Hause. Kein schlechter Mensch, gewiß nicht, nur etwas leichtsinnig.

Eines Abends zog eine übermütige Schar nach dem Spielsaal. Immer mehr Kavaliere wippten herein. Plötzlich knallte es kurz und scharf. Dann noch einmal. Die Spieler wurden von einer Panik ergriffen.

„Ah! die Schurken“, brüllte einer, „sie schießen auf uns!“

In Wirklichkeit war es harmlos. Eine Kanonade von Knallerbsen, in jener Zeit eine Neuheit. Sie hatte allerdings furchtbare Folgen. Die überraschten Spieler, das Gesicht vor Angst verzerrt, lagen bäuch-

lings auf den grünen Tischen, die Hände nach dem Golde ausgestreckt. Es roch verbrannt im Saal. Doch die Köpfe blieben im allgemeinen heil. Und als nach einer Lachsalve die Ruhe wieder einge-
gezogen war, begann Carlo zu spielen.

War es ein Trancezustand oder war es der gütige Geist aller Betrunkenen, der das Rätsel der gewinnenden Nummern löste, er gewann, was er wollte, die Pleins, die Carés, die Douzaines, die Transversales, das Rouge und Noir. Die Fittiche seines Frackes waren nicht tief genug, das viele Gold zu fassen. Er füllte den Zylinderhut mit Louis d'ors.

Man eilte ins Kabarett, das Glück zu feiern, und der Champagner floß in Strömen. Der orgiastische Lärm der trinkfrohen Schar widerhallte an den Wänden des Nachbarhauses, wo die Königin von Preußen schlief. Der Besitzer drohte, das Lokal zu schließen. Er erregte sich:

„Wollen doch der Herr Graf bedenken, daß es Nacht ist und daß die Königin schläft.“

„Die Königin schläft“, sagte er gedankenlos, „die gute Tante? Ich will zu ihr gehen und ihr meinen Morgenbesuch machen.“

Caroline Letessier hinderte ihn daran:

„Kommen Sie“, sagte sie, ihn am Arme fassend, „der Anblick des Sonnenaufgangs muß jedermann unvergeßlich bleiben.“

Sie zog ihn nach der Lichtenthaler Alee, womit der Fall erledigt war. Solche Gemütsausbrüche Carlo Hamiltons wiederholten sich oft. So war nun einmal sein Charakter. Nicht alle Menschen pflegen ein beschauliches Leben . .

NACHSPIEL

Anatole France ist entzückt

Unter den großen französischen Romanciers ist Anatole France der letzte, der nach Baden-Baden gekommen ist. Wir sind Hugo, Musset, Gautier, Dumas, Scribe, Flaubert, Du Camp und manchem anderen begegnet. Nun sehen wir France ein Jahr vor Ausbruch des Weltkrieges.

Er empfindet es selbst, daß es ein Fehler war, wenn er nicht früher sein geliebtes Habit — Schlafrock und Filzpantoffeln — abgelegt hat, um nach Baden-Baden zu gehen, wo doch seine Landsleute, wie vor dem Kriege von 1870, wieder jedes Jahr von der Seine an die Oos übersiedelten.

Natürlich streicht er nicht nur in der Gegend umher, er ist Weltmann und ist sich seiner Verpflichtung bewußt, daß er sich auf der Kurpromenade sehen lassen muß. Unter den „Arkaden“ wird ihm schon aufgelauert. Wie sollte sich Herr Louis Katzau diesen fetten Braten für sein Buch entgehen lassen!

Am 14. August 1913 hat er ihn auch richtig geschnappt. Aber Monsieur France hat genügend Humor und außerdem ist er ein gebildeter und lebenswürdiger Herr, der solchen Bitten gegenüber sich nicht versagt.

Er kommt mit Madame Katzau ins Gespräch, während er eine Weile in diesem Badener „Gotha“ der Bluts- und Geistesaristokratie blättert. Natürlich staunt er über die erlauchte Gesellschaft. Dann legt er folgendes kurze, aber höchst charakteristische Bekenntnis ab:

„Combien j'ai eu tort de ne pas aller plus tôt dans cette charmante ville de Baden-Baden, si abondante en promenades délicieuses. Combien j'ai eu tort de ne pas venir plus tôt serrer la main à Monsieur K., au milieu de ses belles argenteries et présenter mes respectueux hommages à la gracieuse Madame K. qui parle si bien le français! Je me promets du moins de revenir à Baden-Baden et de faire une nouvelle visite à monsieur K., sur l'illustre promenade.

Anatole France.“

Sie hatten wirklich Unrecht, Monsieur France, nicht früher nach diesem entzückenden Baden-Baden gekommen zu sein, das so überreich

an köstlichen Spaziergängen ist! Doppelt Unrecht, daß Sie nicht früher kamen, um Herrn Katzau inmitten seiner schönen Siebensachen die Hand zu drücken und der freundlichen Frau Katzau, die so gut Französisch spricht, die ergebene Hochachtung zu bezeugen! Wir lesen aber gerne Ihre Versicherung, wieder zu kommen und Herrn Katzau auf der berühmten Promenade zu besuchen. Herr Katzau hat umsonst gewartet und mit ihm ganz Baden-Baden. Genau ein Jahr später war Krieg. Es war wirklich ein großes Unrecht, daß Sie nicht früher zu uns gekommen sind, Monsieur France!



Sie mit
Sieben
trau, die
erzeugt
men und
in-Baden
zu 185

neuer Rücken
alten Rücken ausschneiden / 239

2.50

38 25206 6 031



